

**ROBERT JUNGK.
DER WISSENSVERMITTLER.
DREI TEXTE VON ROBERT JUNGK UND EIN INTERVIEW MIT
PETER STEPHAN JUNGK**



REIHE ARBEITSBLÄTTER FÜR DIE SACHBUCHFORSCHUNG (#13)

HISTORISCHE REIHE (#4)

Herausgegeben vom Forschungsprojekt
„Das populäre deutschsprachige Sachbuch im 20. Jahrhundert“
(Gefördert von der Fritz-Thyssen-Stiftung)

www.sachbuchforschung.de

Berlin und Hildesheim, Juni 2007

Inhalt

Vorbemerkung (Till Greite).....	3
Der Wissensvermittler. Ein Gespräch mit Peter Stephan Jungk.....	5
„Ist Unruhe heutzutage erste Bürgerpflicht?“.....	30
Buchschreibende Journalisten.....	38
Über die Zukunft des Sachbuchs.....	43
Kontaktadressen.....	58

Für die freundliche Erlaubnis zur Publikation danken wir Peter Stephan Jungk

Vorbemerkung

Robert Jungk, 1913 in Berlin als Sohn einer jüdischen Künstlerfamilie geboren, galt in der Nachkriegszeit als einer der bekanntesten deutschsprachigen Journalisten, Sachbuchautoren und Zukunftsforscher und war eine der Galionsfiguren der Antiatomkraftbewegung. Sein Sachbuch-Debüt gab Robert Jungk 1952 mit dem später sprichwörtlich gewordenen Titel „Die Zukunft hat schon begonnen“. Das Buch versammelt seine im Amerika der frühen fünfziger Jahre verfassten Reportagen über den geheimen Atomwaffenstützpunkt Los Alamos, seine Begegnungen mit John von Neumann am „Institute of Advanced Study“, dessen so genannte „von-Neumann-Architektur“ heute in jedem gängigen Computer eingeschrieben ist und berichtet von einem Treffen mit Norbert Wiener, einem der Gründerväter der Kybernetik. Robert Jungk war einer der ersten, die sich kritisch mit den problematischen Folgen eines durch die Faszination an den Möglichkeiten moderner Technologie hervorgerufenen Fortschrittsoptimismus beschäftigten. Dabei plädierte er für eine Rückbindung des naturwissenschaftlich-technischen Fortschritts an eine auf Ethik und Ästhetik fußende Wissenskultur. Das Thema der Atomforschung beschäftigte Jungk auch in seinem zweiten, 1956 erschienenen Bestseller „Heller als tausend Sonnen“, in dem er das Schicksal einer Forschergemeinde skizziert, die in der „schönen Göttinger Zeit“ – so Jungk über die Jahre der Grundlagenforschung in den 20er Jahren – zusammenfindet und am 6. August 1945 mit dem ersten Abwurf einer Atombombe auf Hiroshima ihren tragischen Höhepunkt findet. Nicht zuletzt um die Person des amerikanischen Atomforschers und Hauptverantwortlichen des „Manhattan Projects“ Robert Oppenheimer entspinnt sich die Frage nach der Verantwortung der Forscher, deren Erkenntnisse und Erfindungen die faktische ‚Hinrichtung‘ der Welt möglich gemacht haben. Eine Fragestellung, die in der zeitgenössischen Literatur in den Stücken von Friedrich Dürrenmatt und Heinar Kipphardt ihren direkten Niederschlag fand.

Jungks politisches Engagement entzündete sich an der Frage der Verantwortung für künftige Generationen. Es begann mit der Ostermarsch-Bewegung 1958 gegen nukleare Aufrüstung, begleitete die Studentenproteste von 1968 und ging bis zum Einsatz für die Ökologie- und Antiatomkraftbewegung der frühen 80er Jahre. Sein

Engagement, das 1992 zu einer Grünen-Kandidatur für das Amt des österreichischen Bundespräsidenten führte, wurde nicht zuletzt durch die Hoffnung auf eine ‚andere Zukunft‘ angetrieben, ein Motiv, das besonders jenes mit Norbert Müllert zusammen entwickelte Projekt der Zukunftswerkstätten bestimmte. Zukunftswerkstätten, verstanden als Orte der Artikulation einer sozialen Phantasie und als Keimzelle demokratisierter Zukunftsplanungen, setzten sich zum Ziel, zumeist im lokalen Rahmen, alternative Formen des Zusammenlebens auf ihre Umsetzbarkeit hin zu denken und gedanklich zu erproben. Mit diesem einflussreichen Modell eines „herrschaftsfreien Diskurses“, in dem die Wünsche und Bedürfnisse der Beteiligten die zentrale Rolle spielen, wurde Jungk einer der Vordenker einer ‚linken‘ Futurologie, die gegen die staatlichen und technokratischen Planungsprozesse die Eigenverantwortung der Individuen behauptete.

Till Greite, Mai 2007

Der Wissensvermittler. Ein Gespräch mit Peter Stephan Jungk

Peter Stephan Jungk, 1952 geborener Sohn von Robert Jungk, ist Autor, Essayist und Übersetzer. Der 2005 erschienene Familienroman „Die Reise über den Hudson“ thematisiert in mehrfach eingestreuten Retrospektiven die Erinnerungen an ein rastloses Familienleben in Los Angeles, New York, Wien und Berlin. Das folgende Interview mit Peter Stephan Jungk gibt seine Erinnerungen an das facettenreiche Leben des 1994 in Salzburg verstorbenen Vaters wieder. Das Gespräch führte Till Greite.

Robert Jungk war eine durch seine erfolgreichen Bücher allseits bekannte journalistische Persönlichkeit, nicht zuletzt aber auch durch öffentliche Auftritte; Jungk war etwa Sprecher auf der Großdemonstration im Bonner Hofgarten 1981 für Abrüstung und Entspannung, an der 300.000 Menschen teilnahmen. Was für Auswirkungen hatte diese Prominenz des Vaters auf die Familie, was für Auswirkungen auf Ihre eigene Jugend?

Jungk: Die Prominenz habe ich erst wirklich wahrgenommen, als ich bereits 20-25 Jahre alt war. Da ging es richtig los. Davor, als die ersten Bücher herauskamen, die ihn berühmt gemacht haben, nämlich „Die Zukunft hat schon begonnen“ 1952 und 1956 „Heller als tausend Sonnen“, war ich noch zu klein. Zwischen dem fünften und dem zwanzigsten Lebensjahr war mir schon klar, dass er eine bekannte Persönlichkeit war, aber ich habe es nicht so stark gespürt. Spürbarer wurde es dann vor allem mit dem Buch „Atomstaat“ von 1977; da gab es wirklich jeden Tag irgendeine Fernseh-, Radio-, Zeitungsmeldung zu diesem Thema. Das Buch war wochenlang auf Nummer eins der Bestseller-Listen und man konnte mit ihm in Deutschland, Österreich und der Schweiz nirgendwo hingehen, ohne dass er nicht angesprochen wurde. Das war für mich nicht schmerzhaft, aber doch, sagen wir mal, eigenartig. Aber gleichzeitig gemischt mit einem gesunden Stolz, weil er es mich ja nie hat unangenehm spüren lassen, dass er sich jetzt besonders auserwählt gefühlt hätte...

Praktisch eine normale Situation...?

Jungk: Ja, es war auch durchaus nicht gespielt. Er war wirklich absolut bescheiden, ohne dass sie peinlich wurde, die Bescheidenheit. Es gibt ja bei manchen Menschen eine Bescheidenheit, die man nicht aushält. Aber das war bei ihm nicht der Fall. Er war einfach ganz normal bescheiden. Und das hat mir gut gefallen. Natürlich habe ich mir Gedanken gemacht, wenn ich je meinen eigenen Weg machen will, muss ich da nicht meinen Namen ändern...

Kann man vielleicht sagen, dass der Gipfel der Prominenz mit dem Buch „Atomstaat“ einberging?

Jungk: Würde ich fast sagen. Von da an bis zu seinem Tod 1994 blieb die Prominenz relativ stark. Aus meiner Sicht folgte mit dem Moment des Todes aber schon der sofortige Abstieg in die Bedeutungslosigkeit. Es gab etwa keine Wiederholungen von Fernsehsendungen und vor allen Dingen sind die Bücher allesamt vom Buchmarkt verschwunden. Es gibt kein einziges mehr im Handel. Selbst das mit Norbert Müllert zusammen geschriebene Buch über „Zukunftswerkstätten“ (1981), von denen er selber gedacht hat, dass sie eine Erfindung seien, die am ehesten von ihm bleiben würde, war schon kurze Zeit später nicht mehr zu bekommen; auch nicht die Bücher gegen die Atomkraft oder für die Umweltbewegung. Obwohl sein Ökologie-Bewusstsein bereits ganz früh ausgeprägt war, und er damit ein Vorbild für das weit verbreitete Umweltbewusstsein heutzutage war. Alle wichtigen Bücher wurden zu seinen Lebzeiten im Heyne-Verlag als Taschenbuch verlegt, aber mit seinem Tod ist das alles ausgelaufen. Die einzigen Tantiemen, die überhaupt noch kommen, sind zwei Mal im Jahr ein Scheck über ungefähr 100 Dollar aus Amerika, weil „Heller als tausend Sonnen“ dort als „Brighter Than A Thousand Suns“ noch im Buchhandel erhältlich ist. Das ist das Einzige...

...Obwohl das Buch doch ursprünglich mal in fünfzehn Sprachen übersetzt wurde?

Jungk: Wenn nicht sogar mehr. Ich erinnere mich daran, dass in der Bibliothek in Wien und in Salzburg alle Übersetzungen in einer ganzen Reihe aufgestellt waren. Japanisch, Koreanisch und Chinesisch und so weiter; das war erstaunlich und hat mich schon unerhört beeindruckt.

Aber ich möchte noch einmal auf die Frage zurückkommen, ob ich unter dem Ruhm meines Vaters gelitten habe. Nein, gelitten habe ich darunter nicht, es war mir eher fast angenehm. Worunter ich hingegen gelitten habe, war, dass ich in Wien in den sechziger Jahren an einem Gymnasium als Kommunistensohn beschimpft wurde, obwohl mein Vater nie etwas mit einer kommunistischen Partei zu tun gehabt hat. Er war lediglich 3-4 mal in die UdSSR gereist, um dort auf den Abrüstungskonferenzen für eine Annäherung der Blöcke zu werben. Zur gleichen Zeit begann auch die Ostermarschbewegung, die ebenfalls als „kommunistisch“ unterwandert diffamiert wurde.

Ich erinnere mich, ich muss damals so 13-14 Jahre alt gewesen sein, dass die Zeitungen ihn als Sympathisanten der Kommunisten gehandelt haben. Da gab es einen Todfeind des Vaters, Friedrich Torberg, ein damals sehr bekannter Schriftsteller ebenfalls jüdischer Herkunft, der meinen Vater bekämpft hat, als wäre er der Teufel höchstpersönlich. Mein Vater hat immer gesagt: Hitler hat mich aus Berlin vertrieben und Torberg aus Wien. Wir sind nicht zuletzt wegen dieser Feindschaft nach Berlin gezogen. Auf Grund dieser Anschuldigungen, war es für mich nicht so einfach, sich in der Schule in Wien zu Recht zu finden. Das wäre so, als würde heute behauptet, man sei ein Al-Qaida-Mitglied; das kann man sich gar nicht mehr richtig vorstellen. Die Anschuldigungen waren zwar grundlos, aber beweisen konnte ich es natürlich nicht.

Die Stimmung in Amerika der frühen fünfziger Jahre kann Ihrem Vater ja auch nicht besonders zugesagt haben...

Jungk: Natürlich nicht. Senator McCarthy war einer der Beweggründe, weswegen meine Eltern die USA wieder verlassen haben. Und dann passierte das Komischste: als wir im Jahre 1968 nach West-Berlin gegangen sind, kam ich in eine so genannte Rudolf-Steiner-Schule und wurde wieder beschimpft. Ich sei nicht links genug und zu unpolitisch, hieß es da, also genau das Gegenteil. Da habe ich mir gesagt: die Politik ist nichts für mich.

Hatte Ihr Vater eigentlich Kontakte zu Teilen der Berliner Studentenbewegung?

Jungk: Sehr. Für ihn war die Studentenbewegung ein Ausdruck der Erneuerung, der neuen Sicht auf die Welt, einer zukunftsorientierten Sicht, Ausdruck einer Überwindung der alten Muster, in der Hoffnung auch aus dem Schemen-Denken der Zeit herauszukommen. Die Bewegung war für ihn ein absoluter Aufschwung, eine sehr erregende Zeit.

War er denn mit den politischen Positionen der Studentenbewegung soweit einverstanden?

Jungk: Na, doch. Er war natürlich nicht für Tendenzen wie den späteren RAF-Terror, aber er hat ja mal auf einer Demo - die Stelle kommt auch in seiner Autobiographie vor - den Satz „Macht kaputt, was euch kaputt macht“ zitiert...

...was er später bereut hat...

Jungk: Ja, aber nur, weil daraufhin eine juristische Verfolgung einsetzte, sonst hätte er es wahrscheinlich nicht bereut. Dennoch, er hatte starke Sympathien mit der Studentenbewegung, wenn auch nicht mit der ganz radikalen Version. Es war vor allen Dingen die Stimmung der Zeit, die ihn faszinierte und die natürlich genau in Berlin sehr spürbar war.

Später in den 80er Jahren gerät Ihr Vater nach eigener Aussage zunehmend in Zwist mit den Autonomen der Alternativbewegung. Er spricht von „Rechthaberei und Resignation in der Friedensbewegung“. Fühlte sich Ihr Vater am Ende seines Lebens zunehmend enttäuscht von den alternativen Bewegungen?

Jungk: Das weiß ich nicht mit Bestimmtheit. Ich glaube vor allem er bedauerte, dass der Schwung von 1968-70 nicht angehalten hat und sich nicht in einer gesellschaftlichen Revolution niederschlug. Der Staat ist dann ja eher nach rechts gerückt, zwar unter SPD-Führung, aber dennoch. Ich erwähne nur den Radikalenerlass von 1972 unter der Regierung Brandt. Das hat ihn enorm enttäuscht.

Vielleicht können wir auf die Kindheit Ihres Vaters zu sprechen kommen. Er ist Mitte der zwanziger Jahre dem „Deutsch-jüdischen Wanderbund“ beigetreten. Wie entscheidend auf seine Entwicklung, seine Bildung hat dieser Kreis gewirkt?

Jungk: Ich glaube, dass zwei Dinge dort passiert sind: Erstens wurde durch diesen Kreis die Lust am Diskutieren über Geschichte und Politik, über Zionismus und Antizionismus in ihm geweckt, aber zweitens auch die Liebe zur Natur, die bei ihm stark ausgeprägt war. Vielleicht hat auch gerade diese frühe Beschäftigung mit dem Thema zu seinen späteren Umweltschutzüberlegungen geführt. Die meisten Mitglieder in dieser Gruppe waren Zionisten, die später in Israel Kibbuze gegründet haben und halfen den Staat mit aufzubauen. Der Zionismus war aber nicht die Sache des Vaters, da er sich immer als Antinationalist verstand. Er vertrat die Ansicht, dass gerade Juden nicht dieselben Fehler machen sollten wie alle anderen. Insofern war ihm die Idee des Zionismus fremd; er konnte damit nichts anfangen. Gleichzeitig hat er, bis ins hohe Alter hinein, das fand ich recht rührend, ein schlechtes Gewissen gehabt, dass er diesen Bund wichtiger nahm, als die Wochenenden mit seinen Eltern.

Wo Sie auf die Eltern zu sprechen kommen: Robert Jungk wurde 1913 in eine Künstlerfamilie hineingeboren. Sein Vater David Baum war Schauspieler, Regisseur und Drehbuchautor, die Mutter, Sara Bravo, Schauspielerin. Wie sehr prägte das seine eigenen Anfänge?

Jungk: Er hat anfangs Dokumentarfilme gemacht. Es war sogar in seinem Abiturzeugnis vermerkt: „Will Filmregisseur werden“. Sein Hauptfilm über die Sagrada Familia in Barcelona hatte auch Preise in der Zeit gewonnen. Ich habe den Film allerdings nie wieder gefunden. Es hatte ihn fasziniert, dass dort an einem Bauwerk Jahrhunderte lang gebaut wird. Darüber hinaus war er hier in Paris zur Zeit des Exils als Zwanzigjähriger Filmassistent bei Max Ophüls. Das Interessante beim Vater meines Vaters wiederum ist, dass er in den 20-30ern mit Fritz Lang zusammen gearbeitet hatte, u.a. in einem Stummfilm, der mir nie wieder untergekommen ist. Später hat er als Skriptschreiber bei Richard Oswald sein Geld verdient.

Egon Erwin Kisch war auch mit der Familie befreundet, der in Charlottenburg nicht weit entfernt wohnte. Inwiefern hat ihren Vater der Kontakt mit Kisch beeinflusst?

Jungk: Das war für ihn ein absolutes Vorbild. Zum einen diese Lebenslust, alles zu sehen, alles zu erleben, alles zu sammeln. Er war ja ein Sammler von

Informationen, wie auch Kisch. Auch die Sprache Kischs hat ihn beeindruckt, die sich ja auf einem Niveau bewegt hat, das er selber nie erreicht hat. Daneben war es natürlich das politische Engagement, das den Vater geprägt hat, obwohl Kisch ja Kommunist wurde. Was für mich immer eigenartig blieb, war die Tatsache, dass mein Vater von sich selber immer gesagt hatte: „Ich bin Journalist“, auch als er schon längst als Zukunftsforscher, Sachbuchautor und Ökologievorkämpfer gehandelt wurde. Er verstand sich als Journalist und es war ihm das Wichtigste, Wissen all denen zugänglich zu machen, denen die Zusammenhänge nicht klar sind; Wissen also „populär“ zu machen. Er wollte als Mittler zwischen den „Großkopferten“, wie man in Österreich sagt, und den Leuten agieren.

War der Journalismus bei Ihrem Vater als Haltung zu verstehen? Der „Generalist“, der noch in alle Töpfe schaut...?

Jungk: Genau, und als jemand, der sein Wissen weitergibt. Man kann ihn, das ist natürlich etwas überhöhend ausgedrückt, als eine lebende Vorstufe von Google bezeichnen. Es ist schade, dass er das Internet nicht mehr erlebt hat, denn so ähnlich hat er auch gearbeitet in dem er an allen Orten, in allen Ländern, mit allen verschiedenen Gruppierungen und Individuen Kontakt gehalten hat. Man kann sich kaum vorstellen, welche Übersicht er besaß. Es gab sogar politische Gegner, die gesagt haben, dass er für den Geheimdienst arbeiten müsse, denn sonst könnte er nicht all dieses Wissen besitzen. Das ist natürlich Unsinn. Nein, er war einfach vollkommen besessen vom Informationensammeln. Es war seine Leidenschaft.

Damit hat er bereits recht früh angefangen. In den 30er-40er Jahren zog er diverse Pressedienste auf, u.a. in Prag, Paris und Zürich. War das sein Anteil am Widerstand gegen das NS-System, als Informationsvermittler zu arbeiten?

Jungk: Ja, unter anderem hat er mit seiner Mutter im Züricher Exil Zeitungen mit Meldungen bedient. Auf diese Weise hat man Informationen aus dem Dritten Reich nach Außen schaffen können. Daneben hat er auch in der „Weltwoche“ Artikel über das Dritte Reich publiziert u.a. über die dortigen Gesundheitszustände. Er hatte damals einen Informanten im Nazi-Regime, den Hans Bernd Gisevius. 1936 ist mein Vater auch noch mal nach Deutschland zurückgekehrt, mit Skiern über Seefeld, da er sich zu Hause von einer Krankheit

auskurieren wollte, was natürlich für ihn recht gefährlich war. Dort nahm er auch noch mal Kontakt zur Widerstandsgruppe des „Gegner“-Kreises auf.

Und nach dem Krieg geht er dann 1949 nach Amerika. Er schreibt in „Trotzdem“, die Entscheidung nach Amerika gegangen zu sein, war die beste seines Lebens. Hat er dort seine „Berufung“ gefunden, wie er sagt „durch kritische Beobachtung, Wissen, welches weit über die Epoche hinausreicht“, zu vermitteln?

Jungk: Ja vielleicht, obwohl ich eher denken würde, dass die „Berufung“ ein bisschen später kam. Nämlich durch die Begegnung mit Atombombenopfern in Hiroshima, die ihn gefragt haben, wie es möglich sei, dass ein großes aufgeklärtes Land wie die USA eine Bombe abwirft, ohne sich darüber Gedanken zu machen, was danach mit den Menschen passieren wird. Dass es nicht nur Strahlentote, sondern auch für immer Strahlenkranke geben wird. Er hat immer gesagt, dass der Besuch in Japan für ihn ein Urerlebnis gewesen sei, aus dem er geschlussfolgert hat, dass man in jeder Hinsicht politisch und wissenschaftlich voraus denken müsse. Man sollte Krisen, noch bevor sie eintreten, bedacht haben, damit sie in dieser Vehemenz nicht mehr eintreten können, und womöglich die Welt zerstören. Hier liegt auch der Anfang seiner so genannten „Zukunftsforschung“. Er vertrat die Auffassung, dass man die Zukunft natürlich nicht vorhersagen, aber mögliche Krisensituationen erahnen kann. Der „Club of Rome“ hat ja gewissermaßen hieran angeschlossen. Dieser Kreis hat aber eigentlich nicht viel mit ihm zu tun haben wollen, weil er ihnen zu technologiekritisch war. Eingeladen wurde er dennoch gelegentlich.

Aber auch das Amerikaerlebnis war in jeder Hinsicht ein großer Schock, sicherlich nicht nur ein negativer. Es war erstaunlich, wie technologisch weit entwickelt Amerika damals im Vergleich zu Europa war. Und er war meiner Ansicht nach der erste, der diese technologische Überentwicklung und Rasanze kritisiert hat und meinte, dass es so nicht weitergehen könne. Dass es zwangsläufig zu unfassbaren Krisen führen müsste. So ist dann auch „Die Zukunft hat schon begonnen“ entstanden.

Was ich als erstaunlich empfand, war die Aktualität der Themen. Um nur einige zu nennen: Angestellten-Kultur, Disziplinierung durch Beobachtung, Technik als überentwickelte Organe

(Mensch als Prothesengott), Human Engineering, moderne Marktforschung, Kybernetik, Genetik, Computertechnik. Das klingt noch heute alles sehr vertraut.

Jungk: Das war damals alles noch relativ unbekannt, vor allen Dingen in Europa. Der ‚Griff nach dem Atom‘, der ‚Griff nach dem Weltall‘. Zu einer Zeit, in der es noch nicht einmal eine Testrakete gab, um ins Weltall zu fliegen, geschweige denn einen Astronauten in der Kapsel einer solchen Testrakete. Damals schon wusste er, dass es soweit kommen wird, was dann neun Jahre später mit Gagarins Erdumrundung passierte.

Er muss ja ein gewisses Gespür gehabt haben, welches Thema Brisanz besitzt. Wie kam er auf die Themen?

Jungk: Er hatte einen siebten Sinn für Themen, die vielleicht die großen Themen der Zeit werden könnten. Ich war davon immer sehr beeindruckt. Worin er nicht so gut war – und das könnte auch ein Grund sein, warum die Bücher alle verschwunden sind –, war die sprachliche Präzision, mit der er es nicht genau genug nahm. Seine Sprache war, sagen wir mal, zu flach, worunter er auch gelitten hat. Ich erinnere mich, dass wir einmal einen ganzen Sommer an dem Buch „Jahrtausendmensch“ saßen und Satz für Satz korrigierten...

...das Buch, für das er sich ins Kloster zurückzog, um es zu schreiben...

Jungk: Genau, das war 1972-73. Er war fassungslos und fragte mich bei meinen Korrekturen ständig: „Woher hast du das? Wieso weißt du das?“. Ich habe das Buch natürlich auch nicht auf die höchste Stufe hinauf katapultieren können. Aber ich konnte immerhin verhindern, dass es nicht ganz schrecklich schlecht klang. Er hatte ja einen enormen Ausstoß an angesammeltem Wissen, das dann einfach raus floss und wenig gefiltert wurde. Der Stil war nicht unbedingt seine Sache.

Obwohl ihn sein Freund Peter Weiss doch mehrmals ermutigt hatte, auch mal einen Roman zu schreiben...

Jungk: Ja, und es war auch eine seiner größten Enttäuschungen, dass er es nie geschafft hat. Es gibt die Geschichte, dass er bereits einen Roman begonnen hatte,

der die Atomforscher thematisieren sollte. Er hat sein Manuskript mehreren Leuten gezeigt, unter anderem Elias Canetti, der ihm gesagt hatte, das sei absoluter Mist. Und Fritz Houtermans, einer der Atomforscher, hat dann zu ihm gesagt: „Entschuldigen sie, warum machen sie da einen Roman? Die Geschichte der Atombombe ist nie erzählt worden, das wäre doch ein absolut faszinierendes Sachbuch?“ So kam dann „Heller als tausend Sonnen“ zustande.

Wozu er anmerkte, die Realität sei das eigentliche Drama...

Jungk: ...und viel faszinierender als alles, was man erfinden kann, gerade bei „Heller als tausend Sonnen“. Obwohl er, wie man ja heute weiß, zum Teil falsch informiert wurde, zum Beispiel durch Werner Heisenberg. Da gab es eine ganze Diskussion darüber. Carl Friedrich von Weizsäcker hatte ihn ja auch belogen, aber der Hauptlügner war, wie man heute weiß, Heisenberg. Der hatte ihn richtig reingelegt.

Aber alles, was mit der amerikanischen Seite um Oppenheimer zu tun hatte, war fantastisch recherchiert und erzählt. Der Teil war auch stilistisch-sprachlich viel besser, als das, was er später noch schrieb. Da war die Sprache noch sehr prägnant.

Wie kam er eigentlich in Kontakt mit all den Wissenschaftlern der unterschiedlichen Atomprojekte?

Jungk: Ich denke, dass er da einfach wild drauflos gegangen sein muss. Die kannten sich natürlich zum Teil auch untereinander und ich nehme an, als einer von denen ihn akzeptiert hatte, bekam er durch eine vorherige Ankündigung auch Zugang zu den anderen Forschern. Unter anderem hat er ja den Kreis um Heisenberg, Niels Bohr in Dänemark und auch Einstein aufgesucht, da Einstein mit seiner Unterschrift unter ein Schreiben an das „State Departement“ das spätere „Manhattan Project“ ins Rollen gebracht hat.

Könnte man sagen, dass die Dringlichkeit des Themas ihn dazu verleitet hat, daraus eher ein Sachbuch zu machen als einen Roman?

Jungk: Ich glaube, er hat gespürt, dass ihm das Romanschreiben nicht gelingen wird und nicht liegt, aber auch, dass ein Sachbuch viel größere Seriosität haben würde als ein Roman. Diese wichtige Geschichte würde durch ein Sachbuch eben nicht „romantisiert“ werden und daher viel ernster genommen.

Was war eigentlich das Erfolgsrezept von „Heller als tausend Sonnen“? Das Buch hat sich damals ja sehr gut verkauft.

Jungk: In den fünfziger, sechziger Jahren war das atomare Aufrüsten der beiden großen Blöcke das Hauptthema. Jeder wollte wissen und verstehen, was das eigentlich ist, die Atombombe. Wie sie zusammengesetzt ist, was sie kann, welche Gefahren drohen und welche Nachwirkungen sie hat. Natürlich auch, wie sie erfunden wurde. Das war ein Thema, das jeden interessiert hat. Daher auch die vielen Übersetzungen.

Dürrenmatt hatte sich unter anderem des Stoffes von „Heller als tausend Sonnen“ für seine „Physiker“ bedient...

Jungk: Ja, ganz sicher, aber mehr noch Heinar Kipphardt. Seine Atomphysikergeschichte in dem Stück „In der Sache J. Robert Oppenheimer“ basiert völlig auf Vaters Buch. Das hat Kipphardt auch immer zugegeben.

Dürrenmatt schrieb 1957 für die „Weltwoche“ eine Rezension über „Heller als tausend Sonnen“, über die Ideen, die sich in den „Physikern“ zum Kernpunkt der Handlung verdichteten. Was für eine Rolle nahm Ihr Vater ein, zwischen dem technischen Wissen und dem, was die Literaten daraus machen? War er eine Art Mittler zwischen dem, was man das literarische und technische Wissen nennen könnte?

Jungk: Ihn hätte sicherlich gefreut, das so interpretiert zu wissen, aber ich glaube nicht, dass es ein bewusster Vorgang war. Er hatte zwar damals schon Kontakt zu Dürrenmatt, aber er war niemand, der Freundschaften gepflegt hat oder sie auch nur versucht hat zu schaffen. Sogar mit dem engsten Freund aus der Vorkriegszeit, Peter Weiss, gab es nach dem Krieg kaum noch Kontakt. Es gab ihn, aber so oberflächlich, dass ich es manchmal nicht fassen konnte. Er hatte kaum Freunde außer Günther Anders, der ihn ja dann später etwas hintergangen hat, indem er ihm viele Themen gestohlen hat. Aber den mochte er und hat ihn auch öfters

gesehen. Aber der Vater hatte keinen wirklichen Freundeskreis. Dürrenmatt hätte absolut ein Freund werden können, wurde es aber nicht.

War das fast eine Art Konkurrenzverhältnis zwischen Günther Anders und Ihrem Vater?

Jungk: Sicher, wobei Anders ja nicht ganz unrecht gehabt hat, wie ich mal geschrieben habe*, wenn er sagte, dass der Vater nicht die Sprache hatte, um die Sachverhalte auf eine Metaebene zu heben. Er war eben einfach kein Philosoph. Für Anders war der Vater „nur“ ein Journalist. Das hat Anders natürlich gefallen, weil es ihn selbst zum Philosophen und eigentlichen Denker der Atombombe gemacht hat. Anders hat sich auch als Dichter gesehen und Gedichte geschrieben. Es gibt ein Buch von ihm, „Der Mann auf der Brücke“ (1959), in dem er auch einen Überlebenden der Atombombe schildert. Mein Vater hat damals gesagt, das Buch sei rein fiktiv. Anders hat es zwar als Sachbuch ausgegeben, aber laut meinem Vater war das ein erfundener Text.

Ihr Vater äußert auch in „Trotzdem“, Anders habe seine Amerikareportagen von 1952 in den Text „Die Antiquiertheit des Menschen“ eingearbeitet ohne es als Quelle kenntlich zu machen. Das ist ja bereits mehr als nur Konkurrenz.

Jungk: Ja. Aber man muss sagen, an sich gibt es letztendlich keine großen Ähnlichkeiten zwischen den beiden Texten. Es gibt zwar die Themenähnlichkeit, aber nicht in der Arbeitsweise oder in der Form der Präsentation. Dabei war Anders die meiste Zeit seines Lebens relativ unbekannt. Es muss ihm auch wehgetan haben, dass Vaters Bücher riesige Bestseller wurden und seine eigenen kaum jemand kannte. Erst ganz spät in seinem Leben hat sich das geändert. Anders wurde plötzlich als großer Philosoph anerkannt und ihm wurde eine größere Bedeutung zugesprochen als meinem Vater.

Anders hat gesagt, dass läge daran, dass Ihr Vater „nur“ Journalist sei. Ist das vielleicht das Schicksal des Journalisten, dass er zwar zu Lebzeiten zu Ruhm kommt, aber nicht über seinen Tod hinaus?

* Peter Stephan Jungk. Unbedingte Empörung. Die Welt. 23.09.2006.

Jungk: Vielleicht, obwohl mein Vater ja mehr war als nur Journalist, auch wenn er sich selber so nicht gesehen hat. Er war eine öffentliche Figur, die ein Mittler zwischen den so genannten Wissenden und so genannten Unwissenden war. Er war ein Sammler, der das Gesammelte verschenkt hat. Aber er war aus meiner Sicht kein reiner Journalist. Es hat ihm auch unendliche Freude gemacht, Menschen zusammenzubringen, die in ähnlichen Feldern arbeiteten, ohne einander zu kennen und die er dann versuchte auf Konferenzen zusammenzuführen. Was ihm auch Freude bereitet hat, war interdisziplinär zu arbeiten. Er versuchte oft Leute aus ganz verschiedenen Wissensbereichen zusammenzubringen, damit sie dann zusammen etwas Neues schaffen. Auch in seinen Kursen an der Technischen Universität Berlin hat er interdisziplinären Unterricht gemacht und folgte der Idee, quer und horizontal durch die Fachbereiche zu gehen.

Um also durch interdisziplinäres Denken eine Verantwortung für die Zusammenhänge herzustellen?

Jungk: Möglich, seine Hauptsorge jedenfalls galt der Umwelt. Er sagte immer wieder, dass, wenn wir so weitermachen werden, es eines Tages einen Kollaps geben wird. Es ist erstaunlich, dass in der Diskussion, die wir jetzt haben, die in Europa und nun auch in Amerika geführt wird, auf seinen Namen überhaupt nicht mehr eingegangen wird. Er war ja in diesem Bereich ein absoluter Pionier. Jedes Wort von Al Gore könnte so oder so ähnlich vor mehr als dreißig Jahren schon von meinem Vater gekommen sein, obwohl damals die Emissionsmengen viel geringer waren. Mein Vater hat die Anfänge der Diskussion um die Ozongefahr ja kaum noch miterlebt.

Der Ausweg aus diesen Bedrohungen lag für Ihren Vater in dem Projekt der Zukunftswerkstätten?

Jungk: Nein, die Zukunftswerkstätten umfassen einen viel größeren Bereich, in dem eigentlich alles thematisiert werden kann. Die Umwelt nahm sicherlich auch dort einen wichtigen Platz ein. Es ging aber auch um Schulen, neue Gesellschaftsformen, es ging um eine andere Politik. Aber z.B. auch um neue Formen des Tourismus. Es gab dort Themen wie „sanften Tourismus“ und

natürlich die Idee einer „sanften Technik“. Oder sie verfolgten die Frage, wie man im Stadtbereich die Autos loswerden kann. Alles, was die Gesellschaft bewegt oder in Zukunft bewegen wird, war dort Thema bzw. sollte Thema werden. Norbert Müllert macht die Zukunftswerkstätten wohl immer noch an den verschiedensten Orten. Müllert war auch zuvor einer seiner Studenten in den Seminaren in Berlin.

Warum sind Sie aus Berlin wieder weggezogen?

Jungk: Laut meinen Eltern meinetwegen, da die Gefahr des Drogenkonsums zu groß war, ich glaube aber, dass die Eltern sich in Berlin etwas isoliert gefühlt haben. Westberlin war ja damals eine Insel und abgeschnitten von allem. Wenn man nicht ein Flugzeug genommen hatte, war man sozusagen eingekesselt. Er musste ja immer nach Westdeutschland reisen, war dauernd unterwegs und Berlin war insofern nicht der ideale Ort. Daraufhin haben die Eltern dann 25 Jahre am Stück in Salzburg verbracht. Der Vater war dort glücklich, weil es so zentral lag und man überall schnell hinkam.

1972 produzierte er ja unter anderem eine Fernsehreportage „Weltstadt Planet“ für das ZDF. In „Weltstadt Planet“ wendet er sich gegen die Globalisierung einer „missverstandenen Moderne“.

Jungk: Ich glaube, es ging ihm um eine Globalisierung im positiven Sinne. Eine, die nicht alles nivelliert, sondern die die verschiedensten Kräfte zusammenbringt. All zuviele Produktionen für das Fernsehen hat er jedoch nicht gemacht. Es wäre allerdings sicher interessant, sich diese Reportagen 40 Jahre später im Rückblick noch einmal anzuschauen.

Und in Wien und später in Salzburg, mit welchen Kreisen hatte er dort zu tun?

Jungk: Er hatte keine Kreise. Die einzigen, die er gern gesehen hat, waren Theaterleute, etwa den Burgtheaterdirektor und späteren Direktor der Theatersektion der Salzburger Festspiele, Ernst Hausermann. Der hatte einen Stammtisch, sowohl in Wien, als auch später in Salzburg. Dort hinzugehen, in nicht-intellektuelle Kreise, in nicht-politische Kreise, sondern sich unter das Theatervolk zu mischen, hat ihn am meisten gefreut, viel mehr als irgendwelche

Diskussionen mit politisch bewussten Leuten. Aber es gab keine großen Beziehungen zu Österreichs Intellektuellen, außer zu der Schriftstellerin Hilde Spiel. Er war noch mit einem Mann befreundet, der Kommunist war und dann 1968 aus der Partei austrat, nämlich Ernst Fischer, der leider schon 1972 verstarb. Er war der erste Kulturminister in Österreich nach dem Kriege. Ein hochintellektueller Mann, Kunsthistoriker und vor allen Dingen auch Politiker. Da erinnere ich mich an unendliche Diskussionen.

Wie kam es eigentlich zur Kandidatur für das Amt des österreichischen Bundespräsidenten 1992?

Jungk: Das war für uns alle natürlich eine Überraschung. Er hat gesagt, es sei für ihn wichtig, seine Ideen publik zu machen. Die Plattform des Präsidentschaftswahlkampfes ermöglichte es ihm, fast täglich zu seinen Themen Stellung zu nehmen. Aber ich glaube schon, dass die Mehrzahl der Österreicher es mit einem gewissen Lächeln betrachtet hat, dass dieser fast 80-jährige in den Wahlkampf steigt. Aber für ihn war das eine wunderbare Zeit. Ich glaube nur, dass es ihm Jahre seines Lebens gekostet hat, da es doch zu anstrengend war. Aber er wäre vermutlich unglücklicher gestorben, wenn er es nicht erlebt hätte.

Der Wahlkampf muss recht aufreibend gewesen sein. Gab es nicht unter anderem eine Auseinandersetzung mit Jörg Haider?

Jungk: Ganz am Schluss des Wahlkampfes hat Jörg Haider aus einem Buch mit Vaters „Weltwoche“-Artikeln einen Satz herausgeholt, in dem stand, dass die deutschen Soldaten während des Krieges gut ernährt worden wären. Daraus hat Haider irgendwie gedreht, dass der Jungk für die Nazis wäre, also eine vollkommen absurde Unterstellung. Meinen Vater hat das sehr gekränkt und geärgert, obwohl jedem normal denkenden Menschen klar war, wie absurd der Vorwurf war. Später musste Haider öffentlich widerrufen, aber leider nicht noch während des Wahlkampfes, sondern Monate danach.

Hat ihn dieses konservative Klima in Österreich nicht gestört?

Jungk: Natürlich. Gleichzeitig war es ihm aus mir unerfindlichen Gründen aber irgendwie gemütlich dort. Er hat sich in den Kreisen der Österreicher – obwohl er mit denen kaum etwas zu tun hatte – relativ wohl gefühlt.

Ich frage, da viele Emigranten den Weg zurück ja nicht mehr angetreten haben. War das für ihn nie ein Thema?

Jungk: Nein, er hat schon zu einem sehr frühen Zeitpunkt gesagt, dass man verzeihen können muss. Schon in den fünfziger Jahren war er bereit, ehemaligen Nazis die Hand zu reichen, und zu sagen: diese Geschichte liegt jetzt hinter uns. Viele Jahre später habe ich das als sehr unbegreiflich kritisiert. Wie kann man zu den Mördern nicht nur zurückgehen, sondern ihnen auch noch verzeihen! Andererseits gab es mal eine völlig bizarre Situation, wo ein Mann mich in einem guten Hotel meiner langen Haare wegen angemacht hat. Mein Vater ist zu ihm hingegangen und hat gesagt: „Was fällt Ihnen eigentlich ein, Sie alter Nazi!“ Daraufhin hat dieser Mensch am nächsten Morgen eine Ehrenbeleidigungsklage eingereicht. Das war dann allerdings hochinteressant. Mein Vater hat einen Anwalt genommen und herausgefunden, dass dieser Mann tatsächlich ein großer Nazi war, der die ersten Lastwägen für die Vergasungen gebaut hat. Der Prozess war natürlich sofort gewonnen. Dass der Mann sich darauf überhaupt eingelassen hat, war unfassbar.

Ihr Vater hatte auch direkt nach dem Krieg für die „Weltwoche“ über die Zustände im zerstörten Deutschland zu berichten...

Jungk: Ja, da erstand er auch für eine Stange Zigaretten seine „Lebensschreibmaschine“, die jetzt noch in der Bibliothek für Zukunftsforschung zu besichtigen ist.

Was versammelt diese Bibliothek eigentlich an Material?

Jungk: Eine der größten Sammlungen von Büchern und Material zu Zukunftsthemen auf der Welt. 6.000 oder 7.000 Bände, die nur von Zukunftsforschung handeln. Er hat seine Bibliothek dem Staat Österreich

vermacht, der hat daraufhin die „Bibliothek für Zukunftsfragen“ gegründet hat und für eine laufende Finanzierung sorgt.

Sie beschreiben in ihrem eigenen Roman den Fundus Ihres Vaters, das so genannte „Bergwerk“, ein kleines Appartement in Wien...

Jungk: Das „Bergwerk“ war aber kein Bücherbergwerk, sondern dort waren Zeitungen und Zeitschriften zu finden. „Science“, „Nature“ etc., die er alle abonniert hatte, gelegentlich aber auch ungelesen dort hingelegt hat, in der Annahme, er werde schon noch dazu kommen. Nur, im Laufe der Jahre wurde es immer mehr und mehr, und er hatte sie immer noch nicht gelesen. Aber er hatte immer das Gefühl gehabt, das sei ein Fundus, auf den er zurückgreifen könne. Das war ja alles vor Internetzeiten. Er dachte immer, da wird irgendwo in irgendeiner Zeitschrift schon ein Artikel sein, den er mal brauchen kann. Manchmal hat er auch gehofft in den Ausschnitten, die er aus den Zeitungen herausgeschnitten hatte, und die ebenfalls bereits Berghöhe erreicht hatten, den richtigen Artikel finden zu können. Und manchmal konnte er auch tatsächlich in diesem Wahnsinnswust an Material die richtigen Dinge finden. Er war eine Suchmaschine! Ich kann mich noch erinnern, wie sich in unserer Wohnung die Zeitungsberge gestapelt haben, auch auf dem Gang, der als Hauseigentum galt. Es gab sogar zwei Prozesse, in denen die Hauseigentümer verlangt haben, dass diese Zeitungen weg müssen. Das habe ich ja alles im Roman gar nicht beschrieben...

Inwieweit haben Sie denn bei ihrer eigenen Romanarbeit auf autobiographische Details zurückgegriffen? Ich frage auch in der Hinsicht, da Sie die Vaterfigur Ludwig Rubin nicht zu einem Journalisten, sondern gerade zum Naturwissenschaftler gemacht haben. Warum der Griff zum Naturwissenschaftler?

Jungk: Ich habe lange nachgedacht, warum ich nicht einen völlig anderen Beruf gewählt habe, Fernseh-, Filmregisseur oder Theaterdirektor. Aber dann hätte ich diesen Informationswahn nicht schildern können.

Eine Passage war mir in Erinnerung geblieben, bei der ich dachte, es sei vielleicht auch die Haltung Ihres Vaters gewesen. Dort lassen Sie die Vaterfigur sagen: „Ich bin ein hochgemuter Pessimist, ich bin ein Ermutiger, ich bin ein Sammler von Lichtblicken.“

Jungk: Das entspricht absolut seiner Sprache und seiner etwas kitschigen Selbstbezeichnung, wortwörtlich hat er es so gesagt.

Was meint er damit: „ein hochgemuter Pessimist“?

Jungk: Naja, obwohl er weiß, wie schlimm es um die Welt steht, bleibt er hoffnungsvoll und hat die Überzeugung, dass dieses Negative überwunden werden kann. Er weiß um die Gefahren, er weiß um das Schlechte im Menschen und in der Welt und trotzdem ist er hochgemut, dass das irgendwann zu überwinden sei. Das ist ein messianisches Denken und obwohl er nie religiös war im landläufigen Sinne, war er doch erstaunlicherweise gottgläubig und auch die Idee – das ist vielleicht bei vielen jüdische Menschen irgendwo verankert –, dass irgendwann der Messias kommen wird, war ihm sicher nicht ganz fremd.

Im Roman gibt es ja auch einen erheblichen Unterschied zwischen Vater und Sohn in Bezug auf die jüdische Tradition...

Jungk: Sie meinen, dass der Sohn sich quasi zur Religion zurückwendet? Das ist tatsächlich auch passiert. Mein Vater hat das kaum verstehen können. Das war für ihn ganz merkwürdig.

Was war seine persönliche Haltung gegenüber der jüdischen Religion?

Jungk: Er war nicht feindselig. Er war nur unwissend im Großen und Ganzen, und er war besorgt, dass religiöse Juden in der großen Mehrzahl Nationalisten, Zionisten und Chauvinisten seien oder sind. Er mochte es nicht, dass die meisten religiösen Juden, statt frei zu sein, dieselben Fehler begehen wie alle anderen Völker und sich auf dieses eine Land fixieren. Aber er war nicht antireligiös, er fand es nur nicht ganz verständlich, wie man so glauben kann. Und er hat sich durchaus dafür interessiert und sich sehr oft über die Dinge, die ich etwa in Jerusalem gelernt habe, erzählen lassen. Zum Beispiel hat ihn ein Satz aus dem Talmud sehr fasziniert, in dem es heißt: „Das messianische Zeitalter wird kommen, wenn die Kinder ihre Eltern unterrichten.“ Das war ja etwas, was wir erlebt haben. Dass ich plötzlich ihm Unterricht gegeben habe in religiösen Dingen war wie ein

Vorzeichen, dass das messianische Zeitalter kommen könnte. Ich muss auch sagen, dass er derjenige war, der mit mir als erster, als ich zwölf war, in eine Wiener Synagoge gegangen ist. Natürlich, weil ich neugierig war.

Hat die Zukunftsbeschäftigung vielleicht etwas damit zu tun, mit der Idee eines messianischen Zeitalters?

Jungk: Ich glaube sogar, dass er mal irgendwann gesagt hat, dass es das messianische Denken sei, was die Zukunft als Rettung am fernen Horizont betrachtet...

Hatte Ihr Vater sich in den 20er, 30er Jahren in Berlin als assimilierter Jude verstanden?

Jungk: Ja, komplett. Er was sogar, was ihn etwas belastet hat, unbeschnitten. Sein Vater hat das nicht mehr für notwendig empfunden. Er hatte als Junge mit 13 nicht diese berühmte „Bar Mitzwa“, die ich hatte. Wir haben zu Hause auch Weihnachten gefeiert und nicht jüdische Feiertage.

Also kommt die Konfrontation mit seiner jüdischen Herkunft erst 1933?

Jungk: Ja, aber dann durchaus nicht als Hinwendung zum Religiösen. Ein gewisses Bewusstsein war aber sicherlich schon durch die Wandergruppe vorhanden. Er hat das Judentum nie verleugnet oder abgeschüttelt, es war für ihn nur nicht mit einem religiösen Leben verbunden, sondern mit einem Bewusstsein der eigenen Herkunft. Dieses ewig verfolgt werden ist ja nicht erst durch die Nazis gekommen, sondern gibt es ja, seitdem es Juden gibt. Im Talmud steht ein Satz, über den ich sehr oft nachdenke: „In jeder Generation gibt es einen besonderen Feind des Judentums, der alles tut, um es zu bekämpfen.“ Im Moment ist es Irans Präsident Mahmud Ahmadinedschad. Jede Generation hat diesen einen. Das ist wirklich erstaunlich. Für meinen Vater war es ab 1933 die Schicksalsgemeinschaft des Judentums, die ihn geprägt hat.

Zum Ende seines Lebens hin besuchte Ihr Vater noch einige Kibbuzim...

Jungk: Ja, vor allen Dingen jenes, das die Freunde aus dem Wanderbund seiner Jugend gegründet haben. Das hieß „Hazorea“ und gibt es noch heute in der Nähe von Haifa. Das ist einer der berühmtesten Orte in Israel für Möbelherstellung. Aber er war dort nur zu Besuch. Es hat ihn zwar interessiert, aber es war nicht sein Leben.

Gab es ähnliche Konflikte zwischen Ihnen und Ihrem Vater, wie zwischen den beiden Romanfiguren Ludwig und Gustav Rubin?

Jungk: Nein. Die Konflikte gab es nur, wenn es um Israel ging. Die gab es erst, als ich zum ersten Mal wirklich in Israel war, als schon 27-Jähriger. Das kam recht spät und es waren immer politische Diskussionen. Das war der einzige Bereich, wo wir aneinander gerieten.

Wie stand er der Gründung Israels gegenüber?

Jungk: Vollkommen feindselig. Dass Israel etwa ein Staat war wie jeder andere, noch dazu ein militarisierter, dass Israel sich schützen müsse, hatte er nicht einsehen wollen. Er war in dieser Hinsicht sehr naiv. Er glaubte, wenn sie sich friedfertig zeigen würden, dann würde auch alles gut gehen. Er behauptete, die Israelis würden dieselben Fehler wie alle anderen machen, mit ihrer nationalistischen Überzeugung, ihrer Militärmacht und der fast „faschistoiden“ Staatsführung. All das war für ihn unerträglich.

Also verstand er sich als radikalen Pazifisten?

Jungk: Komplett, ohne Einschränkungen.

Wie kam er eigentlich in den Kontakt mit den frühen Grünen?

Jungk: Die kamen zu ihm, weil sie in ihm immer einen der Gründungsväter gesehen haben. Er hatte ja unter anderem persönlichen Kontakt zu Petra Kelly. Sobald es also eine grüne Bewegung gab, hat man ihn eingeladen, dort zu sprechen und sie auch nach außen hin zu repräsentieren. Er war eine der zentralen

Gründerfiguren, nicht nur in Österreich sondern auch in Deutschland. Erst als die Grünen sich parteipolitisch formierten und nicht mehr nur eine idealistische Gruppierung von Umweltschützern waren, gingen sie eher auf Distanz zu ihm. Als sich die verschiedenen Fraktionen innerhalb der Grünen herausbildeten, war es nicht mehr seine Sache. Aber die Anfänge der Grünen hatten mit ihm zu tun, was meines Wissens nie untersucht worden ist.

Da dies ja eine Generation war, die unter anderem mit den Büchern Ihres Vaters wie „Heller als tausend Sonnen“ aufwuchs...Aber es wären vielleicht noch andere Verbindungen aufzudecken. Er schreibt in „Trotzdem“ etwa, dass er Peter Weiss in den späten 30er Jahren von den Kreisen um die „Gegner“-Gruppe sowie von den Tätigkeiten der „Roten Kapelle“ mehrfach berichtete, was in Weiss' spätere „Ästhetik des Widerstandes“ einging...

Jungk: ...dass er ihn dahin geführt hat sozusagen. Sicherlich war er eine Art „Ermutiger“, der sich irrsinnig gefreut hat, wenn er sein Wissen weitergeben konnte, auch ohne je irgendetwas dafür haben zu wollen. Er hat immer gesagt, das Wissen gehöre allen.

Er bestand nicht unbedingt auf eigenen Ruhm? Wie stand er zu seiner zeitweiligen öffentlichen Präsenz?

Jungk: In Bezug auf die öffentlichen Auftritte, denke ich, dass er aus dem Stehgreif manchmal durchaus besser war als im Schreiben. Er besaß ja ein gewisses Charisma. Bei seinen öffentlichen Auftritten passierte anscheinend immer irgendwas und er hat schon gespürt, dass er eine Sprachmacht hat. Aber Ruhm als solchen hat er nicht als sonderlich sensationell empfunden.

Waren die Reden meist improvisiert?

Jungk: Ja, das hat mich sehr beeindruckt. Er hatte ein paar Stichworte und dann ging es los. Er sprach fast immer frei. Manchmal sagte er zwar: „Gott sei Dank habe ich den Vortrag geschrieben gehabt.“ Ich glaube aber, die Vorträge, die er frei sprach, waren mindestens so gut, wenn nicht besser. Da war natürlich auch die Schauspielerherkunft hilfreich.

Was bevorzugte er selber, das Artikelschreiben oder nach längerer Recherche ein Sachbuch zu verfassen?

Jungk: Das war für ihn alles dasselbe. Er machte dort keinen Unterschied. Er ist hinübergegangen in seine Arbeitswohnung und hat irgendeinen Artikel verfasst, für „Bild der Wissenschaft“ oder eine Radiokolumne, immer wieder kürzere Zeitungsartikel. Wobei er irrsinnig schnell tippte. Viele, schwere Arbeit, die ihn glücklich machte. Er war wirklich ein Arbeitstier.

Sie sprachen es bereits zu Beginn des Gesprächs an: Ihr Vater hatte 1988 noch ein Interview für den Sammelband „Auflagen-Millionäre“ gegeben. 2007 sind fast keine Titel mehr im Handel erhältlich. Sie selbst haben im Artikel in der „Welt“ 2006 geäußert, dass der Name Robert Jungk verblasst sei.

Jungk: Es war schon interessant. Als seine Autobiographie zum achtzigsten Geburtstag herauskam hatte der Hanser Verlag schon von vornherein gesagt, dass sehr wenige Vorbestellungen eingegangen wären. Und da war er ja noch auf der Welt. Sogar der mit meinem Vater befreundete Verleger Michael Krüger hatte gesagt, er bräuchte gar nicht erst zur Buchmesse kommen. Dabei war die Frankfurter Buchmesse für meinen Vater das Ereignis des Jahres schlechthin, weil dort dieses enorme Sammeln von Informationen an einem Ort möglich ist. Das war sein Jahreshöhepunkt und der Hinweis darauf, dass er gerade in dem Jahr, in dem er seine eigene Autobiographie herausbringt, nicht zur Messe gehen müsste, war ein enormer Fauxpas des Verlegers. Das hat ihn schon wahnsinnig verletzt. Das Buch war anscheinend unverkäuflich. Hardcover- und Taschenbuchausgabe waren sofort vom Markt verschwunden. Nach drei Jahren war nichts mehr da. Was meiner Theorie widerspricht, dass er den Ruhm bis zum letzten Tag hatte, wo er physisch sichtbar war. Es muss also schon vorher in den 90ern begonnen haben abzubrockeln, obwohl er da gerade noch Präsidentschaftskandidat in Österreich war. Trotzdem hat kaum jemand dieses Buch gekauft, nicht mehr als vielleicht 4000-5.000 tausend Exemplare wurden abgesetzt.

Bröckelt es vielleicht dort ab, wo auch die Alternativbewegungen an Elan verlieren?

Jungk: Nein, nicht Abbröckeln, sondern die Inhalte der Bewegung wurden ja praktisch Allgemeingut. Manchmal nimmt die Staatsführung die Themen der ehemaligen Feinde an, damit jene verschwinden. Vieles, für das er gekämpft hatte, war gewissermaßen selbstverständlich geworden. Dann verschwand natürlich zusätzlich die Atombedrohung mit der Auflösung der Blöcke des Kalten Krieges. Man hatte ja zu dieser Zeit gedacht, es werde nun auch bald keine Atomraketen mehr geben. Insofern war hier eines seiner Hauptthemen in sich zusammengebrochen, nämlich die Abrüstung.

Hat er in dieser Zeit seine Ziele durch den Verlauf der Geschichte erfüllt gesehen?

Jungk: Dass die Sowjetunion zusammengebrochen ist, hat er so nicht begrüßt. Nicht, dass er für die Sowjetunion gewesen wäre, aber er hat auch nicht damit gerechnet, dass sich nach dem Zusammenbruch alles positiv entwickeln würde. In meinem Roman behaupte ich, dass er dachte, ab 2000 wird alles gut. Aber das stimmt so überhaupt nicht. Er hat schon geahnt, dass die Dinge sich nicht gut entwickeln werden.

Hatte er nicht ein Projekt, das sich an das Jahr 2000 band?

Jungk: Ja, „Mankind 2000“. Das waren gewissermaßen Vorstufen von Zukunftswerkstätten mit mehreren Publikationen. Es gab dort eine Reihe im Desch Verlag im Sinne von „Europa Richtung 2000“, in der jedes halbe Jahr eine Publikation zum Thema Zukunft erschien. Mein Vater leitete diese Reihe. Es publizierten dort sicher auch einige aus dem Kreis der „futurists“.

Was war das für ein Kreis?

Jungk: Einige von ihnen kannte ich. Das berühmteste Buch der Zukunftsforschung, zumindest für die Amerikaner, ist jenes von Alvin Toffler mit dem Titel „Future Shock“ (1970), der sich in seinem Buch ganz auf meinen Vater beruft. Toffler gehörte unter anderem zu dem Kreis der „futurists“, der

überwiegend von Forschern aus dem englischsprachigen Raum geprägt war und alle zwei Jahre so genannte „future conferences“ abhielt.

Wer knüpft heute noch an seine Idee der Zukunftsforschung an?

Jungk: Vor allem Norbert Müllert, den man zum Thema der Zukunftsforschung auch aufsuchen müsste, da er die Zusammenhänge diesbezüglich besser darlegen kann. Er ist sozusagen der „Apostel“ meines Vaters, wobei er natürlich auch eigene Ideen entwickelt hat. Im Land Nordrhein-Westfalen gibt es auch heute noch einen mit 15.000 Euro dotierten Robert Jungk-Zukunftspreis. Das ist ein Preis sowohl für technische wie auch politisch-gesellschaftliche Entwicklungsideen. Als ich in der Jury saß, hatte etwa eine Theatertruppe mit besonders gegenwartsbezogenen Stücken einen Teil des Preises gewonnen. Darüber hinaus bezieht sich noch Klaus Burmeister mit seinem Büro für Zukunftsgestaltung „Z-Punkt“ auf meinen Vater. Aber selbst die Leute des Zukunftspreises kennen nicht einmal alle Texte meines Vaters.

Haben seine Schriften, die der Zukunft gewidmet waren, seltsamerweise selbst keine Zukunft?

Jungk: Genau richtig. Es ist ein wenig absurd, dass jemand, der so zukunftsverliebt war, selber keine Zukunft hat. Man könnte überlegen zum 100. Geburtstag, im Jahr 2013, eine Renaissance herbeizuführen und die Bücher wieder herauszubringen. Aber ob sich dafür ein Verlag finden lässt? Heute ist ja jeder Verlag darauf bedacht, ein Minimum an gewissen Exemplaren zu verkaufen. Ob sich das ein Verlag traut, mit einem Autor, der weitgehend in Vergessenheit geraten ist?

Aber die Themen sind ja noch aktuell. Gerade heute (am 26.04.2007) droht Vladimir Putin mit einem Abrüstungsstopp...

Jungk: Natürlich. Wenn man es geschickt anstellt... Noch jemand, der sich auf meinen Vater bezieht, ist der Journalist Mathias Greffrath, der u.a. für „Die Zeit“ schreibt. Ansonsten schrieb mein Vater recht wahllos für alle möglichen Zeitungen, manchmal ohne Bezahlungen, einfach, weil er gewisse Informationen weitergeben wollte. Dieses Informationen-Weitergeben kristallisiert sich für mich

jetzt immer mehr als These heraus. Das war wohl für ihn das entscheidende: Das Erkannte teilen.

Bezüglich anderer Einflüsse ging er in seiner Autobiographie „Trotzdem“ auch auf die in Paris ansässige französische Zukunftsforschung ein. Wissen Sie dazu Genaueres?

Jungk: Die Gruppe der „futuribles“ und die „colloques“ von Bertrand de Jouvenel wären zu nennen, mit dem er bekannt war, sowie jemand, der damals sehr interessant für meinen Vater war, später aber wilder Terrorist, Kommunist und Antisemit wurde, nämlich Roger Garaudy. De Jouvenel war einer der ersten Zukunftsforscher überhaupt. Meinem Vater aber ging es bei der Zukunftsforschung weniger darum zu prophezeien, sondern er vertrat die Auffassung, dass die Krisen bereits in der Gegenwart angelegt wären. Es geht demnach darum, die „Vorbeben“ – wie er gesagt hatte – rechtzeitig zu spüren. Die Zukunft ist im Jetzt zu entdecken, darum ging es auch immer in den späteren Zukunftswerkstätten. Ebenso war es das Ziel, die „Fäden“, die zu einer besseren Entwicklung führen könnten, in der Gegenwart auszumachen.

Mit welchen Mitteln? Dem Mittel der Kreativität, wie er in „Trotzdem“ anmerkt?

Jungk: Ja richtig. Das ist eigentlich aus der Entwicklung der Studentenbewegung von 68 heraus gedacht. Man könnte mit Novalis sagen: „Die Phantasie an die Macht.“ Diese Haltung lag ihm besonders. Ich erinnere mich an eine Anekdote mit dem Forscher für Kybernetik Warren Brodey (Massachusetts Institute of Technology), der meinem Vater ein normales Blatt Papier hinhielt und sagte: hier sieht man wie es ist. Aber dann knickte er das Blatt vertikal und nun sei das, was dort draufsteht nicht mehr das gleiche. Das hatte meinen Vater irgendwie beeindruckt. *Jungk nimmt die Autobiographie „Trotzdem“ zur Hand und liest die Stelle* über Brodey vor.* „Zurückblickend gebe ich auch zu, dass ich etwa den urbanistischen Träumen des liebenswerten Architekten Yona Friedmann, den spielerischen Bemühungen des Amerikaners Warren Brodey um die Schaffung von Prototypen einer lebendigen sanften Technik und den zahlreichen anderen Experimenten zur

* Robert Jungk. *Trotzdem. Mein Leben für die Zukunft.* München. 1994, S. 421.

Verstärkung der Persönlichkeiten und ihrer Gemeinschaften, die ich damals *urbi et orbi* in Wort und Schrift vorgestellt habe, oft zu gutgläubig begegnet bin.“ Also, dass Brodey die Seite plötzlich anders hält, hat ihn in dem Moment irrsinnig beeindruckt, aber rückblickend hat er natürlich gemerkt, dass das Theater war. *Liest weiter.* „Ich war in der Tat, wie Glaser mich verständnisvoll nannte, ein ‚Parzival der Futurologie‘, auf der naiv hoffenden Suche nach dem Gral eines erst zu schaffenden Zeitalters.“ Und sein Freund François Bondy, der Vater von dem Regisseur Luc Bondy übrigens, kritisiert diesen Punkt natürlich: „Viel wird gesehen, aber viel weniger wird gesichtet“, urteilte auch François Bondy über diese Periode meiner Arbeit.“

Bondy meinte, er sei zu unanalytisch gewesen?

Jungk: Ja, das war immer der Hauptvorwurf. Er sei ein Träumer, der Dinge behauptet, ohne dass sie Hand und Fuß hätten; dass er ein Utopist sei, dessen Ideen überhaupt nicht in der Wirklichkeit verankert wären. Darum haben die Wissenschaftler ihn auch immer attackiert, weil sie meinten, seine Ideen hätten keinen wissenschaftlichen Unterbau. Was konnte er sagen? Er war kein Wissenschaftler, sondern ein Wissensvermittler.

Paris den 24. April 2007

Aus: Winfried Christian Schmitt (Hg.): Die Auflagen-Millionäre. Begegnungen, Gespräche und Erfahrungen mit 44 Schriftstellern. Hann. Münden 1988, S. 107-113.

„Ist Unruhe heutzutage erste Bürgerpflicht?“

Er gehört zu jener kleinen Gruppe, deren Namen nahezu jeder Interessierte (nicht nur in diesem Land) zur Hand hat, wenn es um Themen geht wie z.B. Zukunftsforschung, Friedensbewegung oder Widerstand gegen verkrustet erscheinende Strukturen in Staat, Wissenschaft und Gesellschaft. Als er 1952 mit gesammelten Reportagen unter dem eher kühn anmutenden Buchtitel „Die Zukunft hat schon begonnen“ sein Debüt gab, konnten nur ganz wenige etwas anfangen mit seinem Namen. Doch das, was der 1913 in Berlin geborene Robert Baum, den viele nur als Robert Jungk, manche auch noch als Jean Pierhai kennen, da an Fakten, Thesen und Einsichten in Buchform vorlegte, sorgte für erheblichen Wirbel. Und so ist es gegeben. Von Buch zu Buch, von Auftritt zu Auftritt.

Herr Prof. Jungk, seit Ihrem Buch „Die Zukunft hat schon begonnen“ haben viele, wenn Ihr Name genannt wird, rasch das Etikett „Zukunftsforscher“ zur Hand. Sind Sie eigentlich eher ein Träumer, ein Phantast, ein Utopist oder doch das, was man unter einem Realisten versteht?

Jungk: Ich bin der Ansicht, daß heutzutage die einzige Realität die vermeintliche Utopie ist. Sehr viele radikal neue Prozesse fangen nämlich viel früher an, als wir sie deutlich wahrnehmen. Und sehr vieles, was man als utopisch ansieht, ist es gar nicht. Utopist als Schimpfwort wird eigentlich nur von denen verwendet, die jene „leisen Signale“ des anderen Anfangs nicht wahrnehmen, die zu wenig hellhörig, zu wenig voraussichtig sind. Ich bin also keineswegs ein Träumer, sondern ich versuche, Trends, positive wie negative, einzufangen. Ich bin eine Antenne, ein Seismograph und nicht nur ein Träumer.

Wie wissenschaftlich, wie seriös, wie überzeugend kann eine Forschung sein, die sich mit dem beschäftigt, was wir erst im nachhinein wissen werden – mit unser aller Zukunft?

Jungk: Ich selber habe mich nie als „Zukunftsforscher“ bezeichnet, weil auch ich meine, daß das ein Widerspruch in sich ist. Erforschen kann man nur objektive Tatbestände. Ich würde mich als Zukunftsentwerfer oder als Zukunftsdenker bezeichnen, aber niemals als Forscher. Außerdem habe ich einen prinzipiellen Einwand gegen die Forschung. Denn Forschung ist, wie wir sie heute kennen, analytisch. Forschung versucht immer, zu zerteilen und einzuteilen. Die Wirklichkeit ist aber nicht geteilt, sie hängt zusammen. Sie hängt an der Vergangenheit, und sie hängt auch an der Zukunft, die erst in Vorbereitung ist. Diese Zusammenhänge werden von der Forschung nur selten wahrgenommen. Welche Zukunft man entwirft, hängt ab von der eigenen seelischen Haltung, von dem Erkenntnisgrad, von dem Wollen, aber auch von der eigenen Gefangenheit in einer Ideologie oder in einer Klasse oder in einer Zeit. Was mich am meisten an der „Zukunftsforschung“, wie wir sie bisher kennen, unbefriedigt läßt: Sie entwickelt zu wenig Phantasie. Sie hat noch nicht den Mut zum Konzept-Entwerfen.

Sie sind unter anderem Gründungsmitglied des „Instituts für Zukunftsforschung“. Etwas flapsig und wohl auch pauschal gefragt: Welche Erwartungen dürfen wir Mitmenschen denn überhaupt noch in die Zukunft setzen?

Jungk: Ich meine, daß die größte Zukunftshoffnung in der Fähigkeit des Menschen liegt, Phantasie zu entwickeln, umzudenken. Diese besondere Fähigkeit unterscheidet den Menschen vom Tier. Wir müssen immer wieder versuchen, mit Hilfe des Instruments der Imagination dem Zeitgefängnis, in das wir eingesperrt sind, zu entkommen, die gängigen Raster der Rivalitäten zu sprengen, neue Gemeinsamkeiten zu entdecken. Die Frage, die Sie mir stellen, möchte ich nicht genau beantworten. Weil ich sie falsch beantworten müßte. Denn wenn ich Ihnen jetzt sagte, wie ich mir die Zukunft vorstellen könnte, dann würde diese Antwort stark geprägt sein von der Zeitstimmung. Vor zehn Jahren hätte ich Ihnen eine ganz andere Antwort geben müssen als vor fünf Jahren. Und in fünf Jahren würde sie wieder anders lauten. Die meisten Zukunftsprognosen sind nämlich stark moments-, gegenwartsgefärbt. Deshalb wehre ich mich dagegen, an der Illusion mitzuwirken, man könne genaue Prognosen stellen. Nicht nur, weil sie sich sehr schnell als fehlerhaft erweisen müssen, sondern weil ich meine, daß die Methode, die Zukunft als gradlinige Fortsetzung der Gegenwart anzusehen, unsinnig, ja gefährlich ist. Was wir aber alle

tun sollten: sagen, wie wir uns die Zukunft wünschen. Das ist legitim. Ja, es ist notwendig? Denn nur aus solchen Wünschen kann eine gewollte, eine bessere Welt entstehen.

Und welche wünschen Sie sich?

Jungk: Eine Zukunft, wo Menschen nicht mehr als Rädchen behandelt werden, in der die spezifisch menschliche Fähigkeit der Phantasie nicht unterdrückt wird, wo der Mensch nicht als physisches Wesen durch Umweltverschmutzung und als psychisches durch soziale Verplanung verkrüppelt wird. Ich wünsche mir also eine Zukunft, in der vor allem die Entwicklung von Menschen gefördert wird. Denn ich bin der Ansicht, daß heute 90 Prozent der Menschen unterentwickelt sind in dem Sinne, daß sie nie in den Genuß ihrer Möglichkeiten kommen. Daß man ihnen nie die Chance gegeben hat, sich so zu entwickeln, wie sie sich hätten entwickeln können und müssen. Ich habe das sehr stark selber erfahren, weil ich sogenannte Zukunftswerkstätten veranstalte, besonders mit Leuten aus der Unterschicht. Und da stellt sich immer wieder heraus, daß diese Menschen, wenn sie ihre Schüchternheit überwunden haben, eine erstaunliche Fülle von eigenen Gedanken hervorbringen. Es gibt zu viele Menschen, denen man nie die Möglichkeit gegeben hat, originelle, kreative Ideen zu entwickeln, die, wenn überhaupt, nur über die Ideen anderer diskutieren dürfen. Wenn ich heute 50 Jahre jünger wäre, ich würde nichts anderes machen als diese „Zukunftswerkstätten“.

Wer Sie und Ihre Arbeit noch besser verstehen will, sollte mehr wissen über die Anfänge des „Zukunftsforschens“ Robert Jungk. Wie kamen Sie eigentlich dazu, die Zukunft zu Ihrem Thema, Ihrer Lebensaufgabe zu machen ?

Jungk: Ich bin eigentlich aus Verlegenheit Journalist geworden, mußte im Jahr 33 emigrieren und habe mich über Wasser gehalten, indem ich für eine Artikelagentur jeden Tag eine Kurzgeschichte schrieb. Damit hat es angefangen. Dann habe ich gelernt, Artikel zu schreiben und in Prag mit einem täglichen eigenen Artikeldienst begonnen, der sich hauptsächlich zu Tagesthemen geäußert hat. Mit der Zukunft habe ich mich als Emigrant zu beschäftigen begonnen. Wir fragten uns täglich: Was wird einmal mit Deutschland geschehen? Und ich bin von den Amerikanern damals

gebeten worden, Zukunftspläne für ein neues Deutschland nach dem Krieg zu entwickeln. Da habe ich mich zum ersten Mal intensiv mit Zukunft beschäftigt. Und dann bin ich 1946 nach Amerika gekommen als Korrespondent. Wir sind nach Kalifornien gegangen, in jenen Teil von Amerika, in dem damals alle „Zukunftsindustrien“ sich zu entwickeln begannen, die Weltraumforschung, die Laser- und die Computertechnik usw. Und ich schrieb in vielen europäischen Zeitungen über diese technische Zukunftsentwicklung und bin zunehmend kritischer geworden, weil ich gesehen habe, wie dadurch die menschliche Zukunftsentwicklung gefährdet wird.

Für Sie hatte damals also bereits die Zukunft begonnen?

Jungk: Beinahe. Der Verleger Henry Goverts hatte meine USA-Berichte in der „Weltwoche“ gelesen und wollte partout daraus ein Buch machen. Ich schlug den Titel „Amerika 1952“ vor. Da hat Goverts gesagt: „Das ist doch 1953 schon Makulatur, wir müssen einen anderen Titel finden.“ Und so nahm er einen Satz aus meinem Vorwort, und so erhielt mein erstes Buch den Titel: „Die Zukunft hat schon begonnen“. Widerspruch war zwecklos, der Verleger bestand darauf. Zum Glück. Beinahe zwangsläufig hat sich dann ein Buch aus dem anderen entwickelt. Ich wollte immer, wie jeder Journalist, einen Roman schreiben. Aber die Wirklichkeit ist viel interessanter als irgendein Roman. Eines Tages habe ich mir gesagt: Nun rennst du seit Beginn deiner Karriere als Journalist ständig den Unheilsnachrichten unserer Zeit nach (ich war u.a. im Spanischen Bürgerkrieg, bei den Auseinandersetzungen zwischen Griechen und Bulgaren, in Hiroshima usw. usw.). Und immer komme ich eigentlich zu spät, immer erst, wenn die Leute schon Opfer sind. Man müßte doch anfangen, ein gewisses Maß von Voraussicht zu entwickeln, zu warnen, zu sagen: Bis hierher und nicht weiter.

Und so wurden Sie „Zukunftsforscher“?

Jungk: Ich mußte doch irgend etwas in dieser Richtung unternehmen. Nach Wien gekommen, habe ich ein Institut für Zukunftsfragen eröffnet. Und so bin ich in den internationalen Kreis der „Futurologen“ hineingekommen.

Sie sind Schriftsteller, Journalist und Honorarprofessor. In welcher Reihenfolge, Gewichtung haben Sie das bislang gesehen ?

Jungk: Ich habe mich stets an erster Stelle als Journalist gesehen. Der Journalist ist für mich in dieser Welt der Spezialisten der letzte „Generalist“, der letzte, der „in alle Töpfe guckt“ und etwas Übersicht hat und Zusammenhänge sieht. Das brauchen wir heute mehr denn je, um die Krisen, ihre Ursachen und Folgen zu begreifen. Ich bin Journalist, auch deshalb, weil ich an einen kritischen Journalismus glaube. An den Universitäten bedrückt mich die Enge der Akademiker, die sich fast alle in ihr Fachgebiet einsperren und kaum sehen, was nebenan passiert. Und dann die enorme Langsamkeit ihrer Informationsverarbeitung. Da passieren entscheidende Entwicklungen, zum Beispiel der Einbruch der Computer in unsere Gesellschaft, und Jahre später kommt dann erst ein akademisches Buch darüber heraus. Der Journalist muß schneller sein, und sich auch noch über die Folgen Gedanken machen. Ich bin stolz, Journalist zu sein. Wir sollten an den Universitäten mehr Leute haben, die journalistisch denken und arbeiten können.

Wenn man wie Sie über 70 ist und für einen Moment einmal nicht in die Zukunft, sondern zurückblickt, hat man dann das Gefühl, mit seiner Arbeit ein wenig zumindest in dieser Welt verändert, in Gang gesetzt zu haben?

Jungk: Ach Gott, Was ich angefangen habe, war sehr wenig, doch wird es immer mehr. Ich bin froh, wenn man mich imitiert. Ich habe zu einer Zeit kritisch über moderne Technik geschrieben, 1952, als wohl noch kaum jemand in der Publizistik das gemacht hat. Jetzt gehört das beinahe zum guten Ton. Ich habe als erster über alternative Technik an der TU gelehrt. Heute gibt es ganze Abteilungen zu diesem Thema. Ich war auch eine Art Pionier der Zukunftsforschung, der die erste internationale Vereinigung mitgegründet hat, und ich bin eigentlich immer ein Vorläufer gewesen.

Laut sind Ihre Argumente oft, sind sie auch verständlich?

Jungk: Das ist die Frage: Wie drückt man schwierige Dinge verständlich aus, ohne gleich auf „Bild“-Niveau zu gehen? Wie findet man da das richtige Mittelmaß? Wie bringt man auch die Emotion wieder zurück ins Schreiben? Ich bin der Ansicht: Es

gibt bei Lesern ein enormes Gefühlsdefizit. Sie brauchen, sie müssen die emotionelle Ansprache haben.

Wie sieht das konkret aus in Ihrem Buch „Menschenbeben - der Aufstand gegen das Unerträgliche“?

Jungk: Ich bin auf den Begriff „Menschenbeben“ gekommen bei der Kernkraftdebatte. Dort ging es ja auch zum Teil darum, daß Kernkraftwerke nicht in Erdbebengegenden gebaut werden dürfen. Ich habe beobachtet, daß in der heutigen Zeit der sozialen Erschütterungen menschliche „Erdbeben“ (weil Menschen sich wehren) viel wahrscheinlicher, häufiger und geschichtsträchtiger sind als geologische Erdbeben. Die Unruhe, die heute von den Menschen ausgeht, bewirkt große geschichtliche Veränderungen. Sie kann sich nicht mehr wie früher in Revolutionen Luft machen, weil der moderne technisch bestückte Repressionsapparat zu stark geworden ist. Also geht das nur noch durch Demonstrationen, durch Märsche, durch Befehlsverweigerung, durch gewaltlosen Widerstand. Ich habe versucht, zu zeigen, wie man auch im Zeitalter der technisch perfektionierten Unterdrückung weiter versucht, die Welt zu verändern. Aus den Erschütterten werden Erschütterer. Das ist ein Kernsatz in diesem Buch.

Ist „Menschenbeben“ nun ein Buch, das nur eine vermeintliche Ohnmacht des einzelnen aufzeichnet, oder eines, das auch noch jenes berühmte, letzte Fünkchen Hoffnung liefert?

Jungk: Es ist ein Buch voller Beispiele. Viele Menschen kommen darin zu Wort, die nicht aufgegeben haben. Mehr noch: Es ist ein Buch, in dem ich lauter „Bekehrte“ zeige, Menschen, die trotz allem noch Hoffnung haben, daß es anders, besser werden könnte. Und es ist auch ein Anti-Orwell-Buch, wenn Sie so wollen. Denn Orwell und andere Warner – zu denen ich mich zähle – haben durch ihre Warnungen die Leute häufig in die Resignation hineingetrieben. Wir haben ihnen die Gefahren so eindrucksvoll geschildert, daß sie sich gesagt haben: Da kann man ja doch nichts mehr machen. Mit diesem Buch zeige ich nun, daß es trotz allem Leute gibt, die nicht vor der zunehmenden Unmenschlichkeit und Bedrohung allen Lebens resignieren.

Ein neuer Jungk also, der Mut machen soll?

Jungk: Ich möchte gerne, daß die Menschen nach der Lektüre sich sagen, wir müssen uns wandeln, wir können uns wandeln. Das ist also ein Buch über Gesinnungswandel. Wir müssen endlich erkennen: So geht's nicht mehr weiter. Ich habe versucht, an eindrucksvollen Persönlichkeiten, bekannten wie unbekannt, zu zeigen, wie Widerstand heutzutage nicht zerstört, sondern unser aller Leben retten kann. Ich zeige allerdings auch, wie einsam diese Widerstandsleistenden oft sind, und wie schwer sie es haben, weil man sie anfangs oft mißverstehet. Heute. Aber diese Widerständler werden zusehends mehr und immer stärker. In fünf oder zehn Jahren wird keine Regierung sie mehr ganz ignorieren können. Das „Beben“ hat schon begonnen. Die Welt verändert sich nicht mehr wie früher bei Revolutionen von einer Woche zur anderen, sondern nach und nach über Jahre und Jahrzehnte hinweg. Es gibt einen „Stoß“ wie z.B. 1968. Dann beruhigt sich die Gesellschaft wieder. Doch nur scheinbar. Denn bald kommt der nächste Stoß und der übernächste. Jedesmal wird die Wirkung stärker, jedesmal erschüttert das Beben die auffälligen Strukturen etwas mehr.

Ihre Kritiker werden mit Sicherheit sagen, daß (auch) dieses Buch wieder so etwas ist wie ein Handbuch zum Ungehorsam...

Jungk: Ja, sicher, das ist es auch. Das sollen sie ruhig sagen. Ich hätte sogar in der heutigen gefährlichen Weltlage gerne noch mehr Ungehorsam. Ich meine, Unruhe ist heutzutage erste Bürgerpflicht. Man stelle sich vor, die Deutschen wären 1933 weniger gehorsam gewesen. Was sie sich dann alles erspart hätten!

Ihr Verlag hat Sie unlängst als einen „verantwortungsbewußten Weltjournalisten“ bezeichnet. Sehen Sie sich und Ihre Arbeit damit exakt genug beschrieben ?

Jungk: Weltjournalist ist ein großes Wort. Richtig ist, daß ich mich wirklich auf der ganzen Welt umtue. Ich versuche auf diesen Reisen vor allem Anfänge einer anderen menschlichen Zukunft zu entdecken und vorzustellen. Ich sehe mich als die Hebamme von Visionen. Ich versuche anzuregen und mitten in dieser dunklen Zeit hellere Ereignisse zu sammeln, um gegen die Verzweiflung anzugehen.

In Ihrer Vita ist nachzulesen, daß Sie u.a. das Menschenkennenlernen (und zwar aus allen Schichten) zu Ihren Hobbys zählen. Ist das eine Erklärung für die große Robert-Jungk-Fan-Gemeinde?

Jungk: Das ist schwer zu sagen. Ich versuche, nicht eingebildet, nicht als Prominenter aufzutreten. Nicht aus falscher Bescheidenheit, sondern weil ich mich in einer solchen Rolle einfach unwohl fühle. Ich bin jeden Tag froh, daß ich leben darf. Diese wohl angeborene Lebensfreude ist mein großes Glück. Sie erhält mich jung und neugierig. Ich bin einfach sehr interessiert an diesem Wunder Mensch. Ich rede gern mit Menschen. Das mache ich nicht, um mich populär zu machen, sondern weil ich mich einfach wohl dabei fühle. Und ich hoffe, die Leser merken, wie wichtig sie mir sind und wie ernst mir der Kampf für das Überleben, für ein besseres Leben ist.

Aus: Die Zeit vom 14.04.1967.

„Buchschreibende Journalisten“. Kleine Literaturgeschichte des Sachbuches (IV)

Auch den Sachbuch-Autor interessieren im Grunde die Menschen mehr als die Sachen / Von Robert Jungk

ROBERT JUNGK wurde am Pfingstsonntag 1913 in Berlin geboren. Er lebt heute in Wien. Nach dem Abitur (1932) studierte er Philosophie, neue Geschichte, Psychologie und Zeitungswissenschaft in Paris und Zürich. 1945 promovierte er zum Dr. phil. mit einer zeitungshistorischen Arbeit. Nach dem Krieg arbeitete er als Journalist, vor allem für die Züricher „Weltwoche“. Er lebte in den USA, und der Verkauf einer (nie gedrehten) Filmstory an die MGM gab ihm 1951 die finanzielle Möglichkeit, sich an einem ersten Buch zu versuchen. Zum geflügelten Wort wurde der Titel dieses 1952 in Bern erschienenen Buches: „Die Zukunft hat schon begonnen“, das in Deutschland eine Auflage von 550 000 erreicht hat und in fünfzehn Auslandsausgaben erschienen ist. Zwei weitere in vielen Sprachen publizierte Bücher: „Heller als tausend Sonnen“ (1956) und „Strahlen aus der Asche“ (1959). Seine neueste Arbeit ist „Die große Maschine“ (1966). Die Bücher Robert Jungks haben nicht nur ein weltweites Echo gehabt, sondern auch Künstlern, Dramatikern und Romanciers oft Stoff und Anregung gegeben.

Schreibt oder sagt jemand, ich sei ein „Sachbuch-Autor“, so zucke ich zusammen wie ein Angelsachse, den man als Sachsen anspricht. Gewiß, die Verwandtschaft ist nicht zu leugnen. Aber was habe ich mit A. gemein, der eben seinen neusten Reisebericht – alle zwei Jahre ein anderes Land – veröffentlicht hat? Was mit B., dessen gehobener Volksschulkurs jetzt gerade bei der Festkörperphysik hält? Oder was gar mit C., der in diesem Herbst seine Leser mit der „humorvollen“ Wortgewandtheit des diplomierenden Fremdenführers durch die Sehenswürdigkeiten der abendländischen Kultur schleift?

Ich will weder unterhalten noch popularisieren noch leichtfaßliche Nachhilfestunden geben. Aber man wirft mich mit diesen verdienenden und gelegentlich sogar verdienstvollen Schreibern in einen Topf, nur weil auf uns alle eine negative Definition passt: Wir haben uns nicht der Darstellung fiktiver, mehr oder weniger frei erfundener Ereignisse verschrieben, sondern dem mehr oder weniger genauen Bericht über mehr oder weniger genau nachprüfbarere Fakten.

Sachbuch-Autor: das ist ein so umfassender, verallgemeinernder und daher definitionsschwacher Begriff wie „Tier“ oder „Pflanze“. Her mit einem Brehm, her mit einem Linné des Sachbuch-Autors. Da gibt es Duzende von Arten: Biographen und Tagebuchschreiber, Verfasser politischer Schriften und Historiker, Anthologiespezialisten, Kochbuchzusammensteller, Witzesammler, Theologen und (ziemlich unten auf der Stufenleiter) die bücherschreibenden Journalisten. Zu ihnen zähle ich mich, obwohl mir freundlich gesinnte Kritiker gelegentlich höhere Sprossen auf dem Hühnerhof der Literatur anbieten.

Was soll's? Ich ziehe die frischen den goldenen Eiern und der Kühlhausware vor. Diese meine, diese unsere Zeit möchte ich denen, die meine Erzeugnisse haben wollen, anbieten, eine scheußliche Zeit, eine aufregende Zeit, einer Zeit der Angst, eine Zeit der Erwartung.

Weshalb schreibt ein so sehr am Neuen und Neuesten Interessierter Bücher? Weshalb bleibt er nicht bei der Zeitung?

Ein wenig aus Bequemlichkeit. Denn wer will schon sein Leben lang am Krankenbett der Gegenwart Wache halten, aufgescheucht in der Nacht durch plötzliche Staatskrisen, immer am Nachrichtenticker hängend, auf den Anruf der Redaktion wartend: „Schreiben Sie sofort für uns ... Recherchieren Sie gleich ...“

Ja, und dann ist da auch noch das schon etwas ehrenhaftere Motiv der Genauigkeit. Der Journalist als Buchautor verwirklicht eine Sehnsucht: Er darf sich endlich einmal mehr Zeit für seine Arbeit lassen. Denn die „Oberflächlichkeit“, die man ihm gerne nachsagt, beruht meist aus einer oberflächlichen Beurteilung seiner Tätigkeit: Sie verwechselt die Bedingungen, die schneller Berichterstattung den Stempel aufdrücken, mit dem Berichterstatter. Mehr Muße für Recherchen, für Lektüre, für Interviews zu einem einzigen Thema, mehr Platz, um darüber so ausführlich zu schreiben, wie es dem Gegenstand adäquat ist – danach sehnen sich zwar nicht alle, aber doch viele in diesem Beruf. Dürfen sie eine Artikelserie oder ein Feature schreiben, kommen sie in einer Wochenzeitung oder einem Monatsmagazin unter, dann sind sie schon auf dem halben Weg zum Buch. Früher oder später wird dann ein Vorschuß, ein geduldig aufgehäuftes Sparkonto, zur Not kann's auch eine Erbschaft sein, dem schreibenden Tagelöhner Vorstellungen vom ruhigen, nervenschonenden Buchautoren-Leben vorgaukeln. Er versucht's und

wenn er Glück hat, ist das Buch ein Erfolg. Er wird sein eigener Herr und damit seinem härtesten Meister unterworfen.

Denn nun fallen so viele Entschuldigungen weg. Eine Nachricht, ein Artikel – da kann man sich schon einmal irren. Ein Buch – das bleibt doch etwas länger und wird mit strengerem Maßstab gemessen.

Das Bemühen, ein Thema möglichst in allen Aspekten zu erfassen, es horizontal auszumessen, vertikal auszuloten, kann bald zur neurotischen Besessenheit werden. Der Sachbuch-Autor – und zwar meist gerade derjenige, der einst zu früh und zu schnell schreiben musste, wird jetzt vielleicht übergewissenhaft. Er kann seine Recherchen nicht mehr abschließen. Aus dem rasenden Reporter wird ein lesender Reporter. Nun wird er vielleicht sein Buch zu langsam schreiben und zu spät herausbringen. Man hat ihn als Autor ernstgenommen, und jetzt nimmt er sich selbst oft ernster, als es seiner Arbeit bekömmlich ist.

Aha, werden sich die Freunde und noch mehr die Feinde sagen – jetzt wird's autobiographisch. Erraten. An meinem ersten Buch schrieb ich sechs Monate, am zweiten schon dreimal so lange, am dritten zwei Jahre und am vierten drei Jahre. Die Keckheit des Anfangs geht verloren, das Verantwortungsbewußtsein (oder ist es nur die Frucht vor dem Urteil der Experten?) wächst, man ist leider nicht mehr irgendwer, sondern ein Markenartikel geworden und träumt wie der bewachte Potentat auf Staatsbesuch vom anonymen Abenteuer als simpler „Mann von der Straße“: einmal nur wieder ein „schnelles“ Buch schreiben, das sich weniger durch Sachkenntnis und Vollständigkeit als durch kühnen Schwung und radikale Fragestellungen auszeichnet.

Respektabilität bedroht den Sachbuch-Autor ebensosehr, ja fast noch mehr als den erfolgreichen Avantgardisten, der zum Dichturfürsten hinaufgelobt wird. Er entwickelt gegenüber den Fachleuten, seien sie nur Archäologen, Mediziner, Kriminalisten oder Physiker, eine Art Minderwertigkeitskomplex, weil er ihre Erkenntnisse aus präzisiertem Fachidiom in die gröbere Sprache der Allgemeinverständlichkeit zu übersetzen hat.

Welch ein Fachurteil in eigener Sache! Denn der Verlust an spezifischer Genauigkeit wird ja vom Sachbuch-Autor, der sein Handwerk versteht, durch die Erweiterung seines Bezugsrahmens, durch die reiche Fülle relevanter Nachbar-, Neben- und Weiterwirkungen mehr als wettgemacht. Was ihm an Tiefe im

Vergleich zum Spezialisten, dessen Arbeit er schildern soll, fehlt, gewinnt er an Breite. Wo er auf Einsicht in diffizilste Verästelungen verzichten muß, bietet er dafür Übersicht. Seine Stärke liegt weniger in der minutiösen Wiedergabe isolierter Phänomene als in der Schilderung der weiteren Zusammenhänge, in denen diese Erscheinungen ihren Platz finden.

Und so kann es sich ereignen, daß Altertumsforscher den Sinn ihres eigenen Tuns durch die Lektüre Cerams eher erfassen als durch das Studium der Fachberichte, daß Astronauten der Oriana Fallaci erklären, erst seit der Lektüre ihres Buches wüßten sie, weshalb sie eigentlich zum Mond wollten.

Wer als Sachbuch-Autor nicht durch die Krise des Zweifels an der eigenen „Seriosität“ gegangen ist, wer die Weitergabe von Fachwissen nicht wenigstens vorübergehend als ein etwas zweifelhaftes „second hand business“ eingeschätzt hat, dem traue ich nicht über den Weg, denn er macht es sich zu leicht mit sich selbst. Aber auch dem, der dann in dieser zu tiefen Selbsteinschätzung verharrt – und das tun nicht wenige Sachbuchschreiber – kann ich nicht zustimmen. Denn er, der Resignierende, wird nur zu leicht zum Domestiken seiner Helden, er übernimmt ihre spezialistische Beschränktheit, und er wird untertänig, unkritisch, „betriebsblind“. Für das Linsengericht herablassender fachlicher Anerkennung hat er sein besonderes Recht geopfert: über dem Einzelnen niemals das Ganze aus den Augen zu verlieren.

Wenn ich mir den erstrebenswerten Typ des Sachbuch-Autors vorstellen will, dann sage ich: er muß in einer Welt notwendiger Spezialisierung die noch notwendigere universale Sicht behalten. Er sollte nach und nach ein Fachmann fürs Nichtfachmännische werden, einer, der über dem Wissen nicht die Ethik aus den Augen verliert, über dem technischen Denken nicht die normativen Maßstäbe, über die Quantität nicht die Qualität, über den Mitteln nicht die Ziele. Gewiß, er muß Kenntnisse auf vielen Gebieten besitzen, aber oft wird ihn die Ahnung dessen, was noch nicht ist, besser führen als die Fülle des Anerkannten, des Fertigen, des Toten. Er muß es besitzen, um es vergessen zu können. Das unterscheidet ihn vom informationsprallen Datengerät, vom zweibeinigen Zettelkasten. Deshalb wird der sensible Kritiker ihm meist gerechter als der fachlich beschlagene.

Obwohl zu Recht als „Sachbuch-Autor“ etikettiert, fühle ich mich besonders den Dichtern nahe. Denn mich interessiert im Grunde das Geahnte stärker als das Gewußte, mich beschäftigen die Menschen stärker als die Sachen, ich schätze die entwerfende, kombinatorische und engagierte Phantasie höher als registrierende (und dadurch zur Oberfläche verurteilte) Wahrnehmung. Der Dichter erfindet seine Figuren, ich muß sie unter Millionen finden. Er befreit Bilder aus Träumen, ich suche nach dem größten Traum (oder Alptraum) hinter den Bildern der Zeit. „Ich suche“ heißt das Motto meiner Arbeit. Die „Fakten“ sind immer nur Durchgangssituation.

Aus: Rudolf Radler (Hg.): Kindlers Literaturgeschichte der Gegenwart. Die deutschsprachige Sachliteratur, München 1978, S. 783-791.

Robert Jungk

ÜBER DIE ZUKUNFT DES SACHBUCHS

Vermutungen - Wünsche - Hoffnungen

Das Buch - zu früh totgesagt

Hätte man Mitte der sechziger Jahre die Frage nach der vermutlichen Zukunft des Sachbuches gestellt, so wäre nicht selten mit der Gegenfrage geantwortet worden: »Wie lange wird es überhaupt noch Bücher geben?« Diese Zweifel waren ausgelöst durch das plötzliche Wachstum und den zunehmenden Einfluß der audiovisuellen Medien, die sehr schnell einen unerwartet hohen Anteil des Freizeitbudgets der Durchschnittsbürger erobert hatten. Weitere Entwicklungen in dieser Richtung schienen unmittelbar bevorzustehen: Videokassetten in Massenaufgaben zu billigen Preisen, Kabelfernsehen und in nicht allzu ferner Zukunft der Privatanschluß an verschiedene Datenbanken und Informationsspeicher, die ihren Kunden jede gewünschte Lektüre auf den Bildschirm oder das mit eigener Druckanlage versehene Ausgabegerät im eigenen Heim zaubern würden.

Es ist nicht so gekommen. Das Buch hat überlebt. Und nicht nur das: die Zahl der neuen Bücher aller Sparten wächst jährlich. Ein Indiz als Beispiel für viele: die Bibliothek der Johns Hopkins Universität in Baltimore (USA) besaß 1970 rund anderthalb Millionen, 1976 aber bereits zweieinhalb Millionen Bände. Ihre Direktion schätzt, daß sich bei Anhalten der gegenwärtigen Wachstumsrate von mindestens 9 Prozent pro Jahr die Zahl ihrer Bücher spätestens 1987 abermals verdoppeln würde.¹ Vermutlich ist aber diese Schätzung eher noch zu bescheiden, denn sie unterläßt es, das schwer erfaßbare Wachstum der sehr intensiven Buchproduktion in den Ländern der Dritten Welt einzubeziehen.

Getäuscht hatte man sich in den voreiligen Nachrufen auf das Buch, weil man sich vorstellte, die neuen elektronischen Informationsträger und Informationsverbreiter

würden die Erfindung Gutenbergs zurückdrängen wie das Auto und der Traktor das Pferd, wie der Bus und das Flugzeug die Eisenbahn. Dabei hatte man indessen die Rechnung ohne die Benutzer gemacht, denen die neuen Apparaturen zu teuer, zu umständlich, zu reparaturbedürftig und zu zeitraubend erschienen. Und wenn man sich ihrer bediente, verlangten sie dennoch zusätzlich wieder nach dem Buch, in dem Information dauerhafter und leichter auffindbar geboten wurde. Selbst dort, wo die Anschaffungskosten für audiovisuelle Geräte aufgebracht werden konnten, wie in Schulen und Firmen, ließ man sie nach einer ersten Periode der Begeisterung oft unbenutzt stehen. Der französische Medienspezialist JACQUES MOUSSEAU bemerkt dazu: »Wie viele Professoren oder Vortragende haben es aufgegeben, sich audiovisueller Mittel zu bedienen. Entweder fehlte eine Verlängerungsschnur, oder die Filme rissen, die Projektoren versagten, der Strom fiel aus ...«²

Fixpunkte in der Flut der Informationen

In der Gesellschaft von morgen wird Information eine derart zentrale Rolle spielen, daß sie von Wirtschaftstheoretikern wie FRITZ MACHLUP und PETER F. DRUCKER »Knowledge Society« (Wissens-Gesellschaft) benannt worden ist. Denn das Hervorbringen, die Verteilung und Anwendung neuer Kenntnisse erweist sich als ihr stärkster Antrieb, als die Quelle ständigen Wandels. Information ist demnach für die »postindustrielle Gesellschaft« so wichtig wie Elektrizität für die vorhergehende industrielle Periode.

Aber auch in der Prognose des Wachstums der Informationen hat man sich verrechnet. Der amerikanische Wissenschaftshistoriker DEREK J. DE SOLLA PRICE hatte vorausgesagt, daß das Wachstum wissenschaftlicher Veröffentlichungen Anfang der sechziger Jahre seinen Höhepunkt erreichen und dann abflauen werde. Das Gegenteil ist eingetreten. In einer Studie für die OECD (Organization for Economic Cooperation and Development) hat GEORGES ANDERLA (Professor am Institut des Etudes Politiques der Universität Paris) festgestellt, daß die Menge der wissenschaftlichen und technischen Informationen schon zwischen 1960 und 1970 pro Jahr durchschnittlich um 9,2 bis 9,3 Prozent stieg und die Tendenz hat, sich bis zu 13,5 Prozent jährlich zu erhöhen; eine

wahrscheinlich zutreffende Prognose, wenn man andere Zuwachsraten wie die der qualifizierten Informationserzeuger (vor allem Wissenschaftler und Techniker) oder die der Fachtagungen in Betracht zieht, deren Teilnehmer jeweils eine beträchtliche Zahl von »Mitteilungen« und »Papieren« hervorbringen.

Anderla schätzt, daß in den Jahren 1985-1987 die jährliche Flut neuer Informationen allein aus wissenschaftlichen und technischen Bereichen sechs- bis siebenfach so hoch sein wird wie im Erscheinungsjahr seiner Prognose (1973). Das »Informations-Vermögen« der Menschheit werde dann auf 120 bis 150 Millionen Bücher und Dokumente angestiegen sein, eine so immense Menge, daß sie seiner Ansicht nach dann nur noch mit Hilfe automatischer »retrieval«-(Wiederauffindungs-)Systeme benutzbar sein werde.³

In dieser steigenden Flut werden Sachbücher oft die einzigen deutlich und allgemein sichtbaren Fixpunkte sein, die Gelegenheit für Rückblick, Vorausblick und Überblick bieten. Denn sie horten Informationen nicht einfach wie Datenbanken, sondern versuchen, in der verwirrenden Fülle signifikante Muster zu entdecken, Zusammenhänge herauszustellen, zu sieben, zu wählen, zu kritisieren und zu spekulieren. Es wächst ihnen daher schon in naher Zukunft eine klärende und katalytische Rolle zu, die weit über ihre heutige Bedeutung hinausweist.

Übersichts-Bücher

Orientierungshilfe in einer Zeit unaufhörlicher Neuerung und permanenter Veränderung sind Sachbücher schon heute. MANFRED HELLMAN, Redakteur bei der dpa und nebenberuflich Medienforscher (Universität Bielefeld), meint auf Grund zweier empirischer Untersuchungen, daß das Buch für Wissenschaftsberichterstattung eine noch wichtigere Primärquelle sei als die Fachzeitschriften. Er schreibt: »Ein kanalisierter Informationsfluß zur Tagespresse, wie man ihn im Bereich der Politik, der Wirtschaft und des Sportes kennt, besteht innerhalb der Wissenschaft nicht. Vielmehr sieht sich der Journalist hier einem wachsenden, für ihn völlig unüberschaubaren Informationsberg gegenüber, der von den rund 4000 wissenschaftlichen Disziplinen und Unterdisziplinen aufgetragen wird. Hier kann das Buch für den Journalisten zu einem Wegweiser durch eine Fülle von verwirrenden Informationen werden ...«⁴

Trotz solcher Erfahrungen ist diese katalytische Rolle noch nicht voll anerkannt. Die immer zahlreicheren Fachleute, die Fachkenntnisse hervorbringen und anwenden, stehen den Sachbüchern skeptisch bis ablehnend gegenüber, weil sie ihrer Ansicht nach verallgemeinern, vereinfachen und vereinen, was nicht verallgemeinert, vereinfacht und vereint werden dürfe. Immer häufiger sind diese Informationspuristen aber gezwungen, selber Sachbücher zu lesen, sobald sie sich über größere Zusammenhänge informieren wollen, die ihnen weder in der vertrauten Umwelt ihres Spezialwissens noch in der zwar umfassenderen, aber doch ebenfalls begrenzten Darstellung der allgemeinwissenschaftlichen Zeitschriften (z. B. in Deutschland »Naturwissenschaften«, in den USA »Science«, in England »Nature«, in Frankreich »Recherche«, in der UdSSR »Nauka«) angeboten werden.

Denn das Sachbuch zieht in den Umkreis seiner Betrachtungen auch philosophische, soziale, politische und künstlerische Ereignisse ein. Es versucht der Sichtweise des Spezialisten ergänzend die des Generalisten an die Seite zu stellen. Diese Übersicht wird bei der Ausweitung und immer stärkeren Unterteilung des ständig wachsenden Informations-Universums, die uns bevorsteht, so wichtig wie nie zuvor; denn ohne sie ist ein Verstehen des menschlichen Schicksals, das Erfassen der möglichen Richtung, in die sich die Geschichte bewegt, nicht möglich.

Um allerdings dieser Anforderung gerecht zu werden, müßten künftige Sachbücher ein Niveau anstreben, das über dem des heute gängigen Sachbuches liegt. Denn nur dann werden sie auch von der weltweit auf fünf Millionen Menschen geschätzten Menge der Anspruchsvolleren ernst genommen, die auf ihren Teilgebieten hochqualifizierte Arbeit leisten. Ohne in den Jargon des einen oder der anderen Fächer zu verfallen, müßten die Sachbuch-Schreiber eine öffentliche Sprache entwickeln, die allgemein verständlich ist, ohne flach zu sein, und nicht in bequeme akademische oder populäre Sprachklischees ableiten darf.

Der Engländer HERBERT GEORGE WELLS (1893-1946) und der Österreicher EGON FRIEDEL (1878-1938) können wegen der Weite ihres Horizonts und der Begrifflichkeit ihrer Sprache als Vorbilder für die Autoren künftiger »Übersicht-Bücher« dienen. Was ihnen die Spezialisten an Tiefgang voraus hatten, wußten sie durch Weite wettzumachen; wo die Fachleute präziser sein konnten,

war ihre Aussage umfassender. Angesichts der seither noch viel größer gewordenen Fülle der Informationen und ihrem ebenfalls gesteigerten Schwierigkeitsgrad stellt sich jedoch die Frage, ob diese Aufgabe nicht die Kräfte eines einzelnen übersteigt. Es müßte zumindest erwogen werden, ob beim Schreiben von »Übersichts-Büchern« nicht künftig Autoren-Teams den Vorzug gegenüber individuellen Autoren erhalten sollten. Denkbar wäre auch ein als Teamleiter fungierender Hauptautor, dem die anderen Gruppenmitglieder, jeder entsprechend seinen besonderen Kenntnissen, zuarbeiten würden. Mindestens ein Mitglied des Teams sollte sich durch besondere Sprachbegabung auszeichnen. Gelegentlich wird er ein Sprachschöpfer sein, der dem Darzustellenden eine besondere Dimension, einen eigenen Glanz geben könnte und derart die Bedeutung wichtiger Informationen in ihrer verändernden Kraft einsichtig machen würde: Ein künftiger »Dante«, der sich in die Höllen-(oder Himmels-)Kreise subnuklearer Physik und genetischer Biologie begibt, ein »Brecht«, der die Sozialforschung vom Kauderwelsch einer eiteln Fachsprache befreit, ein »Luther«, der für die Psychiatrie leistet, was er für die Theologie tat.

Beteiligungs-Bücher

Neben solchen Spitzenleistungen des Sachbuchs wird es eine ständig zunehmende Anzahl von Sachbüchern geben müssen, die sich formal bescheidenere, aber sozial um so wichtigere Aufgaben stellen. Sie müßten viel mehr Menschen als heute, nämlich Hunderten von Millionen Laien mit möglichst geringem Zeitabstand weitergeben, was die Fachleute ermitteln und beraten, und die Bürger derart instand setzen, nicht nur am Geschehen ihrer Zeit wissend teilzuhaben, sondern auch politische und gesellschaftliche Entscheidungen mit zu verantworten.

Inghard Langer, Reinhard Tausch und Friedemann Schulz von Thun (Universität Hamburg) haben eine Methode entwickelt, um die Verständlichkeit von Texten zu messen, die durch ihre Anwendung diesem besonderen Sachbuchtyp künftig einen höheren Wirkungsgrad verleihen könnte. Sie beurteilen Texte nach folgenden Kriterien:

1. Einfachheit (Gegenteil: Kompliziertheit);

2. Gliederung - Ordnung (Gegenteil: Unübersichtlichkeit);
3. Kürze - Prägnanz (Gegenteil: Weitschweifigkeit);
4. zusätzliche Stimulanz durch anregende Darstellung (Gegenteil: keine zusätzliche Stimulanz, also langweilig, unpersönlich).

Geschulte Beurteiler bilden sich beim Lesen ein Urteil über die Autoren (die in diesem Zusammenhang »Verständlichmacher« genannt werden) und tragen ihr Urteil auf einem vierteiligen »Verständlichkeitsfenster« ein:

Einfachheit	Gliederung	+	-
	Ordnung		
Kürze	Stimulanz	0	+ +
Prägnanz			

Das würde z. B. bedeuten: Der Text ist recht einfach in der Formulierung. Dagegen fehlt es an Übersichtlichkeit und Klarheit der Zusammenhänge. Der Inhalt wird weder besonders gedrängt und kurz, noch besonders weitschweifig erklärt. Die Darstellungsweise enthält viele Anregungselemente.

Die Autoren versuchen folgende Vorausschau: »Vielleicht wird es eines Tages zur Pflicht gemacht werden, Bücher und Artikel mit einem »Verständlichkeitsfenster« zu versehen - das wäre ein sinnvoller Verbraucherschutz und zugleich ein Anreiz für die Autoren, günstige Werte zu erzielen.«⁵

In einer Welt des ständigen Wandels darf das Lernen nie aufhören. Das trifft besonders für die vor uns liegenden Jahrzehnte zu. Krisen werden die Versuchung der Mächtigen und ihrer Experten steigern, unter Berufung auf die Dringlichkeit der anstehenden Probleme von sich aus festzulegen, was viele betrifft und daher eigentlich von vielen debattiert und mitbestimmt werden müßte. Dem Vorwand, die meisten Bürger seien nicht in der Lage, sich mitbestimmend am Entscheidungsprozeß zu beteiligen, weil die Probleme zu komplex für sie seien, kann nur begegnet werden, wenn Informations- und Aufklärungsmöglichkeiten entschieden erweitert werden.

In diesem Zusammenhang fällt dem Sachbuch eine eminent erzieherische Rolle zu, die von den elektronischen Medien allein nicht geleistet werden kann. Einen

großen Aufschwung werden vermutlich diejenigen Sachbücher erleben, die als »begleitende Texte« in enger Zusammenarbeit mit den Herstellern von Radio- oder Fernsehserien und -kursen publiziert werden. Diese »Medien-Bücher« stellen einen neuen Typ von Lehrbuch dar, der bereits in den »learning kits« der englischen Funkuniversität (»Open University«) erprobt wird. Die Sprache ist verständlich, ohne platt zu sein, der Umbruch ermöglicht gute und schnelle Übersicht, Photos, Zeichnungen (auch Karikaturen) und Schaubilder übersetzen selbst schwieriges oder abstraktes Wissen ins optisch Greifbare und daher leicht Begreifbare. Die Fortschritte der didaktischen Forschung, die immer besser versteht, wie man Lernhindernisse beseitigt und Lernmotive verstärkt, werden diesen Sachbuchtyp stark beeinflussen.⁶

Wichtig allerdings wird es sein, daß »Beteiligungs-Bücher«, die eine unbedingte Voraussetzung informierter demokratischer Teilnahme sind, möglichst schnell auf den letzten Stand gebracht und jeweils ergänzt oder speziell neu geschrieben werden, damit der Informationsvorsprung der Spezialisten stets eingeholt werden kann. Eine Beschleunigung der Buchherstellung ist durchaus möglich, wie das Aufkommen der sogenannten »instant books« (»Augenblicks-Bücher«) in den angelsächsischen Ländern zeigt. Nicht ganz eine Woche nach Befreiung der Geiseln auf dem Flughafen von Entebbe (Uganda) durch israelische Fallschirmjäger brachte ein amerikanischer Verlag bereits die ersten Augenzeugen- und Hintergrundsberichte im Taschenbuch heraus. Es handelt sich hier um eine neue Präsentationsform des Journalismus, die durch die Raumknappheit der Zeitung notwendig wurde.

Sofortpublikationen zu aktuellen Zeitthemen, die breiter Diskussion bedürfen, können in vielen Fällen von langer Hand vorbereitet werden. Sie werden dem Leser nicht nur die jeweilige Problemlage schildern, sondern ihm darüber hinaus durch einen Dokumentarteil relevante Texte (z. B. Gesetzesvorlagen, Memoranden, Verträge) sowie mit einem Stichwortverzeichnis einen auf die Aktualität unmittelbar bezogenen lexikalischen Anhang anbieten können. Weltweit gesehen wächst der Bedarf an verständlicher Sachliteratur ständig. Zwar gibt es nach den neuesten Schätzungen der UNESCO noch immer rund 800 Millionen Analphabeten, aber prozentual ist die Menge derer, die nicht lesen können, im Rückgang begriffen. 1950 betrug die globale »illiteracy rate« (Analphabetenrate)

noch 44,3 Prozent, 1970 nur noch 34,2 Prozent, und 1980 wird sie voraussichtlich auf 29 Prozent absinken. Es werden demnach etwas über 70 Prozent der Erwachsenen oder rund zwei Milliarden Menschen imstande sein, gedruckte Information aufzunehmen. Da sich die audiovisuellen Informationsapparaturen in der Dritten Welt bisher als zu kostspielig und reparaturanfällig erwiesen haben, wird jetzt das informierende Buch als Instrument der Massenerziehung bevorzugt.⁷

»Mach es selbst«-Bücher

Mit hoher Wahrscheinlichkeit wird eine steigende Informiertheit jener Schichten, die bisher kaum oder nur selten lasen, auch dazu führen, daß sie ihre Erfahrungen und Wünsche in einer ganzen Reihe von eigenen Kommunikationsformen zum Ausdruck bringen werden. Aufzeichnung auf dem Tonband und mit Hilfe der Videokamera, wie sie schon in der Stadtteilarbeit und in Selbsterfahrungsgruppen geübt wird, führt dann auch zu schriftlicher Fixierung.⁸

Vereinfachte Druck-, Vervielfältigungs- und Bindetechnik ermöglicht jetzt schon die Herstellung von Betriebs-, Quartier- und Untergrundbroschüren in kleinen Auflagen. Die Bemühungen der Volksbildner und Animatoren um eine Hebung der eigenen kulturellen Tätigkeit des Bürgers sollten diesen Trend verstärken, der zunächst vor allem dem Bedürfnis nach lokaler Information und persönlicher Selbstdarstellung dienen wird.

Solch zunächst marginaler Buchproduktion kann eine um so zentralere Bedeutung zufallen, je mehr die »große Informationsszene« durch Lenkung von oben, Verheimlichung und Zensur bestimmt wird. Totalitäre Entwicklungen, die bereits in Teilen der Welt bedauerliche Tatsache sind, fordern halblegale und illegale Bücher heraus, die versuchen müssen, Fakten und Entwicklungen zu publizieren, die der Öffentlichkeit unterschlagen wurden. In der »Samisdat«-Literatur der Zukunft wird das Sachbuch in der Form des Gegen-Sachbuches Veränderungen vorbereiten helfen und nicht nur unmittelbar wirken, sondern auch künftigen Historikern helfen, zeitbedingte Entstellungen zu korrigieren.

Nichtkonformistische Bücher

In vieler Hinsicht üben Sachbücher engagierter und kritischer Autoren eine solche Funktion auch jetzt schon in jenen Gesellschaften aus, die Informationsfreiheit zwar verbürgen, aber in der Praxis nur mit Einschränkungen zulassen. Denn mit der wachsenden Bedeutung der Information und ihrer zunehmenden Institutionalisierung sind die meisten Informatoren gezwungen, sich in Abhängigkeit zu begeben, die ihr Verhalten mehr oder weniger konditionieren.

Angestellte und festbesoldete Redakteure, Berichterstatter und sogar Hochschulprofessoren können es sich immer weniger leisten, divergente radikal kritische Ansichten im Rahmen der Institutionen kundzutun, in denen sie hauptberuflich tätig sind. Sie wählen deshalb das Buch als Ausweg, da auf diesem Sektor des Informationsspektrums vorläufig noch ein höherer Grad von Toleranz zu erwarten ist.

Sollte auch diese Ausweichmöglichkeit verstellt werden, so kann nur noch die kleine Zahl freischaffender Autoren versuchen, die letzten Freiheitsspielräume auszunützen. Die Tatsache, daß kritische Sachbücher im Vergleich zur Auflage der Massenpresse und der Millionenbeteiligung beim Funk verhältnismäßig wenige Leser erreichen, täuscht über die Wirkung solcher Veröffentlichungen, denn das Buch ist sozusagen die »Golddeckung« der »Währung Meinung«. Durch Besprechungen, Veröffentlichung von Auszügen und Interviews gelangen die kritischen Ansichten dann doch auf dem Umweg über das Buch in die Massenmedien. Auch wenn dies hier und dort nur unter ausdrücklicher Distanzierung der Verantwortlichen geschehen kann, erfährt die Öffentlichkeit doch, daß es divergente Ansichten gibt, die des Nachdenkens wert wären.

Das kritische Sachbuch als Ausdruck nichtkonformistischer Vorstellungen wird nicht nur im Zusammenhang mit den sich zuspitzenden gesellschaftlichen Auseinandersetzungen eine Rolle spielen, sondern auch bei der Infragestellung herrschender kultureller Wertsetzungen, die dogmatisch zu versteinern drohen. Der großen Vorsicht, die sich z. B. die anerkannte Forschung auferlegt, um nicht in die Gefilde der Phantasterei und des Scharlatanismus abzurutschen, fällt nur zu häufig auch jene Recherche zum Opfer, die sich um die Überschreitung oder Sprengung bestehender Erkenntnisgrenzen müht. Ihr bietet das Sachbuch, weil es nicht in allen Fällen bewiesene wissenschaftliche Fakten und Auffassungen wiedergeben muß, eine Möglichkeit, radikal neue Gedanken, die erst teilweise oder

auch noch gar nicht real abgestützt werden können, an die Öffentlichkeit zu bringen. Dieser dem Speklativen gegenüber offene Spezialtyp des Sachbuches könnte in kommenden Jahren an Boden gewinnen. Dabei muß man durchaus nicht nur an esoterische, »geheimwissenschaftliche«, metaphysisch oder magisch orientierte Literatur denken, sondern auch an »Außenseiter« aus den Gebieten der Natur- und Sozialwissenschaften, die dann früher oder später als Anreger, Neuerer und gelegentlich sogar als Begründer eines neuen Weltbildes Anerkennung finden können.

Kreativ-Bücher

Phantasie – von Puristen des Sachbuchs aus dieser Kategorie grundsätzlich verbannt – wird nicht nur in den soeben erwähnten spekulativen Sachbüchern ihren Platz finden, sondern auch in einem Buchtyp, dessen Anfänge bereits in den Protokollen von Planspielen zu finden sind. In solchen »ernsten Spielen« – es gibt davon bereits mehr als tausend verschiedene – werden tatsächliche Gegebenheiten durch die Annahme möglicher oder wahrscheinlicher Ereignisse und Entwicklungen erweitert, um auf diese Weise eine größere Auswahl von Alternativentscheidungen zu gewinnen. Diese Methode, die ihren »ersten« Ausdruck schon in den »Kriegsspielen« des preußischen Generalstabs fand, hat seither in der Wirtschaft, der Regional- und Stadtplanung, der Erziehung, der internationalen Politik und noch zahlreichen anderen Gebieten Anwendung gefunden.

Nach Ansicht des französischen Germanisten und Zukunftsforschers PIERRE BERTAUX stehen wir aber erst am Beginn einer Renaissance des spielerischen Denkens, das den menschlichen Geist gegen drohende Normung, Monotonie, Tyrannei schöpferisch erhält und auf eine Epoche zahlreicher, oft schwieriger Veränderungen vorbereitet.⁹

Es sind z. B. Sachbücher denkbar, die einen bestimmten historischen Vorgang schildern, dann aber zusätzlich in einer spielerischen Weiterführung zeigen, daß dieses Ereignis durchaus nicht nur die tatsächlich eingetretenen, sondern auch ganz andere Folgen hätte haben können. Oder aber es wird gezeigt, wie man eine gegenwärtige Situation auf verschiedene Weisen in jeweils anderen »Szenarien«

weiterdenken kann. Derart werden »Fakten« aus ihrer Versteinerung befreit und als bloße Durchgangspunkte vieler Möglichkeiten begriffen.

Eine solche Darstellungsweise wäre nicht etwa »Science Fiction«, denn es werden ja keine utopischen Geschichten mit dramatischen Inhalten erzählt, sondern es wird eine Verlängerung, Bereicherung und durch die Einbeziehung möglicher Folgen gegenwärtigen Handelns sogar Vertiefung des üblichen Sachbuchs erreicht. Eine als Planungsinstrument gedachte Studie des Stanford Research Institute, Menlo Park, über zehn Möglichkeiten der Umweltentwicklung (»Alternative Futures for Environmental Policy Planning 1975-2000«), die zwischen einer »apokalyptischen Zukunft« und einer »Reise zur Transzendenz« die verschiedensten Nuancen durchspielt, darf als eine Art Prototyp dieser künftigen Variante des Sachbuchs angesehen werden.¹⁰

Ein solcher Buchtyp, den man »Kreativ-Buch« nennen könnte, würde der Unterhaltung, der Urteilsbildung, vor allem aber der Aktivierung des Lesers dienen. Denn es wäre sinnvoll, daß man ihn auffordert, nunmehr seine eigenen Vorstellungen zu Papier zu bringen und den zehn Möglichkeiten eine elfte hinzuzufügen, sei es nur, um sie mit Freunden zu diskutieren oder um sie an den Verlag zu senden, der die interessantesten Beiträge prämiert und publizieren würde. Derartige Kreativ-Bücher, die von den Lesern weitergeschrieben werden, setzen Rezipienten voraus, wie sie ERICH FROMM in seiner Vorstellung »neuer Menschen« mit folgenden Worten schildert: »Statt passive Auffangbecken für Worte und Gedanken zu sein, hören sie zu und hören nicht bloß; sie empfangen und reagieren auf aktive und produktive Weise. Was sie hören, regt ihre eigenen Denkprozesse an. Fragen formulieren sich, neue Ideen resultieren, neue Perspektiven zeichnen sich ab.«¹¹

Gibt es diese Menschen? Kann das Sachbuch mithelfen, sie heranzubilden?

Nicht zufällig ist die Erkundung der möglichen und wünschenswerten Weiterentwicklung des Menschen bisher ein Stiefkind der Zukunftsforschung geblieben. Die Gründe dafür sind unschwer zu finden. Es ist in der Tat unmöglich, dieses primär durch seine Erfindungsfähigkeit charakterisierte Lebewesen im voraus zu bestimmen. KARL R. POPPER hat darauf hingewiesen, daß die Prognose einer Erfindung ein Widerspruch in sich ist. Wüßte man nämlich schon heute, was man morgen finden wird, so würde man eben nicht bis morgen warten.

Möglich ist es nur, wahrscheinliche Umkreisbedingungen der künftigen Entwicklung des Menschen zu prognostizieren und von ihnen ausgehend Vermutungen auszusprechen, die schon deshalb unvollständig bleiben müssen, weil Denkweise und Reaktionen der dann Lebenden unbestimmbar sind. Sinnvoll ist es aber durchaus, sich aus heutiger Sicht und Notwendigkeit Ziele für den Menschen von morgen zu setzen und darauf hinzuarbeiten. Es ist dann nach bisherigen Erfahrungen zu erwarten, daß solche »sich selbst erfüllenden Prophezeiungen« wenigstens teilweise Wirklichkeit werden können.

Das Wunschziel eines informierten, weiterdenkenden, Probleme lösenden und Neues schaffenden Menschen ist auf Grund unserer bisherigen Erfahrungen eine durchaus wahrscheinliche Entwicklung. Sie ist notwendiger denn je, weil die Periode ungewöhnlich intensiver wissenschaftlicher und technischer Kreativität der letzten hundertfünfzig Jahre ökologische, soziale, politische und psychische Krisen heraufbeschworen hat, die das Überleben der Menschheit in Frage stellen.

Bis heute herrscht weitgehend noch die Ansicht vor, daß »Lösungen, die eine Fortsetzung unserer Zivilisation erlauben, nur durch die Mobilisation einer Elite gefunden werden können«. Eine Auffassung, die plausibel erscheint, wenn man sich klar darüber ist, wie groß der Abstand zwischen den »haves« und den »havenots« des auf allen Gebieten fortschreitenden und privilegierten Wissens noch ist. Andererseits zeigt die Erfahrung, daß ein wesentlicher Teil neuer Gedanken nicht von den Gebildetsten, sondern von jenen stammt, die einen gewissen Grad von Informiertheit mit einem hohen Grad von kreativer Einbildungskraft verbinden können. Es erscheint daher an diesem Punkt der Geschichte zwingend, die Überlebenschancen zu verstärken, indem man die Anzahl der möglichen Problemlöser vermehrt.¹³

Das Sachbuch kann bei dieser Bemühung künftig eine entscheidende Rolle spielen, indem es die Herausforderungen und Schwierigkeiten, in denen wir uns befinden, eindringlich und fundiert an die breite Masse potentieller Neuerer weitergibt.

Wenn diese Aufgabe sinnvoll weitergeführt wird, der Leser also nicht länger nur als Konsument, sondern als möglicher und sogar lebenswichtiger Produzent von Gedanken angesehen werden soll, dann stellt sich die Frage, wie man diese »Rückmeldungen« aktiver Leser erleichtert, empfängt und ihnen Wirkung

ermöglicht. Denn es geht hier nicht mehr nur um Beteiligung an Entscheidungen, sondern um schöpferische Mitwirkung an ihrer Vorbereitung.

Zweiweg-Bücher

Eine solche Entwicklung würde einer Tendenz entsprechen, die bereits auf zahlreichen anderen Gebieten beobachtet werden kann. Die Entdeckung des »feedback« durch NORBERT WIENER und die Erweiterung dieses Konzepts durch McCULLOCH und GREGORY BATESON kam gerade rechtzeitig, um klarzumachen, wie wirklichkeitsblind der moderne westliche Mensch handelt, wenn er die Rückwirkungen, die sein Tun auslöst, gar nicht oder nur nebensächlich wahrnimmt. Es gibt heute kaum ein Gebiet der Natur- und Humanwissenschaften, in dem die alte »Einweg«-Einstellung nicht aufgegeben würde, weil sie sich als in vielfacher Hinsicht irreführend, ja gefährlich erwies.

Eine literarische Wirkungsforschung, die sich mit Rezeptionsproblemen beschäftigt, müßte sich nicht nur darum kümmern, welchen Eindruck Geschriebenes macht, sondern auch, welchen Ausdruck es hervorrufen könnte. In der heutigen gesellschaftlichen Wirklichkeit wird dieses Phänomen zuwenig beachtet, weil das Bedürfnis zur Rückmeldung aus einer Reihe von Gründen verkümmert ist und meist nicht einmal mehr wahrgenommen wird.

Das liegt zunächst einmal an der als selbstverständlich angenommenen Auffassung, der Lesende sei nur ein »Empfänger«. Daß er auch »Sender« sein könne, wird von ihm weder erwartet, noch sieht er selber diese Chance. Er verdrängt sie, weil er keine Gelegenheit kennt, sie zu nutzen. Denn wer würde ihm zuhören?

Begünstigt wird diese Verdrängung durch die Informationsflut, die mögliche Ansätze zu eigenen Antworten der Empfänger mit einer Menge von neuen Eindrücken stets sofort wieder wegspült. Andere Faktoren sind: nervlicher Streß, geistige Ermüdung und vor allem die zunehmende Isolierung der einzelnen im Beruf wie im Privatleben.

Das Buch, insbesondere das Sachbuch, das die von diesen Entfremdungserscheinungen am meisten betroffenen Individuen am ehesten erreicht, könnte ein Instrument des Selbstausdrucks werden, wenn es nicht als

»Einwegprodukt«, sondern als »Zweiwegbotschaft« konzipiert wäre: durch die Mitteilung, daß man Antworten der Leser erwarte und ernst nehme, durch die Organisation von Begegnungen, in denen Leser über Bücher sprechen, durch das Angebot des Autors oder geeigneter Vermittler zum Dialog.

In einer von der Arbeitsgemeinschaft der Verleger, Buchhändler und Bibliothekare in der Friedrich-Ebert-Stiftung herausgegebenen Materialiensammlung über die Bibliothek in einer menschlichen Stadt ist diese künftige das Gespräch anregende und Begegnung stiftende Rolle des Buches von allen Diskussionsteilnehmern hervorgehoben worden.

Der Frankfurter Kulturdezernent HILMAR HOFFMANN, der die öffentliche Bibliothek zum Multimedienzentrum erweitern möchte, betonte bei dieser Gelegenheit nicht nur den wachsenden Anteil des Sachbuches an der Buchproduktion, der inzwischen auf 65 Prozent gegenüber 35 Prozent Belletristik gestiegen sei und noch weiter rapide wachsen werde, sondern auch die Notwendigkeit einer sowohl bibliothekarischen wie fundierten fachlichen Beratung. Er sieht voraus, daß die als Informations- und Medienzentrum geplante Bibliothek eine gesellschaftspolitisch wichtige Rolle spielen könnte, wenn ein für die differenzierte Vermittlung des Angebotes qualifiziertes Mitarbeiter-Team zur Verfügung steht. Eine Vielzahl von personalen Vermittlern müßte dafür gewonnen werden: Bildungsberater, Lerntheoretiker, Fachdidaktiker, Psychologen, Soziologen, Sozialarbeiter, Politologen, Medienspezialisten, Mediothekare sowie Praktiker aus allen Bereichen der kreativen Arbeit.¹⁴

Eine solche Entwicklung ist durchaus nicht utopisch, wenn man sie im Lichte des ständig wachsenden Freizeitangebotes sieht, das als Folge der Rationalisierung in den Industriestaaten anfällt. In einem »wünschbaren Szenario 2000« führt der Freizeitforscher HERIBERT KOHL aus: »Der einzelne entdeckt an sich Fähigkeiten, die im bisherigen Arbeitsprozeß nicht abgefragt wurden, aber von den individuellen Neigungen her zur Entfaltung drängen ... Sie (die Freiheit) gilt nicht wie bislang als lediglich arbeitsfreies oder gar sträfliches, da unproduktives Nichtstun ... sondern als spezifische Chance der Überwindung des beruflichen Spezialistentums, der Persönlichkeitserweiterung und der aktiven Gestaltung der Umwelt. Sie ist nicht länger vorrangig Konsumzeit ...«¹⁵

Unter solchen Bedingungen kann das Sachbuch zu einer Aufhebung der »Reifizierung« (Sachwerdung) des modernen Menschen beitragen, verliert es den heutigen Waren- und Konsumcharakter, wird es zum Instrument von Erweiterung und Befreiung.

ANMERKUNGEN

Grundlegende Quelle für den ganzen Aufsatz: The Conference Board: Information Technology, New York 1972.

1 Ferdinand F. Leimkuhler und Anthony E. Neville, The Uncertain Future of the Library, in: »The Johns Hopkins Magazine« (Baltimore), Herbst 1976.

2 Jacques Mousseau, L'avenir de l'information, in: »Communication et Langages«, No. 23, Paris 1974.

3 Georges Anderla, Information in 1985, OECD, Paris 1973.

4 Manfred Hellmann, Informationsquelle Buch, in: »Bertelsmann Briefe«, H. 85, Gütersloh 1976.

5 Friedemann Schulz v. Thun, Verständlich informieren, in: »Psychologie heute« (Weinheim), Mai 1975.

6 Rudolf Büchner, Begleitbücher für Studium und Unterricht: Lernen im Medienverbund, in: »Bücher und Menschen«, Gütersloh 1976.

7 Edgar Faure u. a., Wie wir leben werden. Der Unescobericht über Ziele und Zukunft unserer Erziehungsprogramme, Reinbek 1973.

8 Benno Käsmaier, Bücher, die man sonst nicht findet. Katalog der Minipressen, Gersthofen 1976.

9 Pierre Bertaux, Mündl. Mitteilung, Thema einer Festschrift, die Oktober 1977 erscheint.

10 D. S. Elgin, D. C. MacMichael, Peter Schwartz, Alternative Futures for Environmental Policy Planning: 1975-2000, US Government Printing Office, Washington D. C. 1975.

11 Erich Fromm, Haben oder Sein, Stuttgart 1976.

12 James Danielli, How do we acquire the knowledge or how to use knowledge?, in: Genetic Engineering, G. Duttweiler Institut, Zürich 1974.

13 Robert Jungk, Der Jahrtausendmensch, München 1973.

14 Hilmar Hoffmann, Stellungnahme in Bibliothek in einer menschlichen Stadt, Bonn 1976.

15 Heribert Kohl, Dimensionen der Freizeit im Jahre 2000, Düsseldorf 1976.

Kontaktadressen

**Forschungsprojekt „Das deutschsprachige populäre Sachbuch
im 20. Jahrhundert“**

Prof. Dr. Erhard Schütz, Andy Hahnemann und David Oels

(Institut für deutsche Literatur, Humboldt-Universität zu Berlin,
Hegelplatz 2, 10099 Berlin)

david.oels@rz.hu-berlin.de

Prof. Dr. Stephan Porombka und Annett Gröschner

(Institut für deutsche Sprache und Literatur, Universität Hildesheim,
Marienburger Platz 22, 31141 Hildesheim)

stephan.porombka@gmx.de

www.sachbuchforschung.de